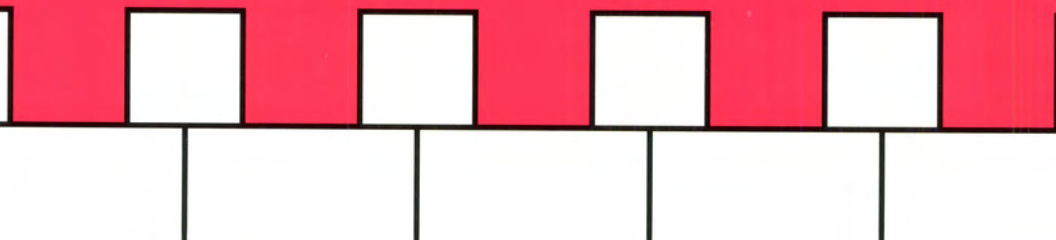


EINWANDERER



Maurmer Neujahrsblätter-Blätter 2000



Inhalt

Zum Thema der Maurmer Neujahrsblätter 2000 <i>Redaktion</i>	5
Die Schweiz, ein Einwanderungsland? <i>Albert Diem</i>	6
Einwanderung in die Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts <i>René M. Levkowitz</i>	13
Zwischen mehreren Traditionen <i>Hans Rudolf Thalmann</i>	16
Zwei aus dem gleichen Dorf finden sich in der Fremde <i>Silvia Orlando Akagi</i>	22
«Als ob wir Schweizer wären» <i>Karin & Peter Brang</i>	28
Als Tschechin in der Schweiz <i>Gisela Goehrke</i>	35
Auf dem Sonnenberg endete die Reise <i>Kálmán Molnár</i>	40
Die Heimat ist fern und nah zugleich <i>Silvia Orlando Akagi</i>	44
Flucht aus dem Kosovo <i>Suzanne Lüthi</i>	48
Lebensabend in der Schweiz <i>Silvia Orlando Akagi</i>	54

Vom Klischee zur neuen Heimat <i>Gisela Goehrke</i>	59
Porträt 2000 <i>Walter Bernet</i>	65
Maurmer Chronik 1998/99 <i>Helen Aeberhard</i>	70
Impressum	79

Zum Thema der Maurmer Neujaarsblätter 2000

Liebe Leserin, lieber Leser

Die letztjährigen Maurmer Neujaarsblätter waren dem Thema der schweizerischen Emigration gewidmet. Was lag also für die Ausgabe 2000 näher, als denjenigen eine Plattform zu bieten, die zu uns in die Schweiz gekommen sind?

Nach der Einführung von Albert Diem, der die Hintergründe der Einwanderungsbewegungen seit ihren Anfängen beleuchtet, finden Sie in den vorliegenden Maurmer Neujaarsblättern ein Kaleidoskop an Schicksalen. Es sind Geschichten von Menschen verschiedenster Herkunft, die heute in unserer Gemeinde - auf Zeit oder für immer - eine neue Heimat gefunden haben.

Den Schlusspunkt setzt ein Milleniumsporträt.

Ihr Redaktionsteam

Die Schweiz, ein Einwanderungsland?

Ciceros geflügeltes Wort «ubi bene, ibi patria» (wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland) prägt den Wunsch des Menschen nach einer sicheren Veränderung, die ihren Ausdruck in Ein- und Auswanderungen von Einzelnen, von Gruppen, ja sogar von ganzen Völkergruppen findet. Einige Länder zeichnen sich durch ihre ethnische, politische, geographische und wirtschaftliche Lage besonders als Einwanderungsland aus (vgl. «Maurmer Neujahrsblätter 1999»). Dazu gehört unser Land, wie sich im Laufe der Geschichte in periodischen Abständen immer wieder zeigte. Auch die derzeitigen Ereignisse in Zusammenhang mit der Balkankrise lassen die Frage zu «Ist die Schweiz ein Einwanderungsland?». Diese Fragestellung mag provokativ erscheinen. Gehen wir ihr nach, lassen wir die verschiedenen Immigrationswellen im Verlauf der Jahrhunderte an uns vorbeigleiten und versuchen wir, darauf eine Antwort zu geben.

Ein Blick zurück zu den Anfängen

Die ursprünglichen Bewohner unseres Landes, die Helvetier, die erstmals in Zusammenhang mit der Wanderung der Kimbern und Teutonen vom Norden her erwähnt werden (ca. 150 bis 135 v. Chr.), erleben eine erste grosse Einwanderung mit der Eroberung unseres Gebietes durch die Römer (Bibracte, 58 v. Chr.). Die germanischen Völkerwanderungen seit dem 4. Jahrhundert und der nachfolgende Untergang des römischen Reiches, brachten Einwanderungen von Alemannen und Burgundern, die sich mit den angestammten Helvetiern vermischten. Die im heutigen Gebiet der Eidgenossenschaft angesiedelte Volksgruppe erreichte um das Jahr 1000 - mit der Bildung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation - eine bodenständige Festigung. Die geschichtliche Zeitrechnung unseres Landes beginnt jedoch erst 1291 mit dem Bund der Eidgenossen in der Region um den östlichen Teil des Vierwaldstättersees.

Eine «sekundäre» Einwanderungserscheinung bildet zwischen dem 13. und dem 17. Jahrhundert der Zustrom der von islamischen Herrschern verjagten «*Jenischen*», einem in Familiengruppen herumwandernden Volk. Diese Angehörigen von Rom-Stämmen im Osten bezeichnen sich selbst - abgeleitet vom indischen Volksgott Roma - als «Rom».

Eine weitere «fliessende», auf viele Jahrhunderte verteilte Einwanderung war diejenige der *Juden*. Anscheinend bereits mit den römischen Legionen als Händler und Handwerker in die Schweiz gekommen, liessen sich die Juden von den Widerwärtigkeiten im Lebensablauf und der Verfolgung durch Kirche und Staat im ganzen Mittelalter nicht unterkriegen. Im 17. Jahrhundert bildeten sie in zwei Surbtaler Dörfern (Lengnau und Endingen) sogar eigene Gemeinden. Sie kamen während des 30-jährigen Krieges aus dem nahen Schwarzwald, dem Elsass und der Pfalz. Aber erst mit der Bundesverfassung von 1874 erlangten die Juden in der Schweiz die freie Religionsausübung, nachdem sie bereits 1866 Niederlassungsfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz erhalten hatten.

Zwei bedeutende Merkmale haben die Einwanderungen in unser Land im Laufe der Jahrhunderte besonders geprägt: die Gewährung von Schutz für Verfolgte und die Anwerbung von fremdländischen Arbeitskräften für unsere aufwärtsstrebenden Wirtschaftszweige. Diese Differenzierung der Einwanderungen bestimmt bis zum heutigen Tag die Arbeits- und Flüchtlingspolitik der Schweiz; wir werden in den nächsten beiden Abschnitten näher darauf eingehen.

Asylrecht und Asylgewährung vom 16. Jahrhundert bis heute. Eine historische Chronologie

«Seit sich die Eidgenossenschaft im 16. Jahrhundert von den Machtkämpfen Europas zurückgezogen hatte, bot ihr Land den religiös und politisch Verfolgten Ruhe und Geborgenheit. Deshalb flüchte-

ten so viele hinter den Schutzwall ihrer Grenzen. Die Asylgewährung wurde im Laufe der Jahrhunderte zu einem schweizerischen Gewohnheitsrecht.» So leitet Edgar Bonjour in seinem Werk «Die Geschichte der schweizerischen Neutralität» den Abschnitt «Flüchtlingspolitik» ein.

Zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert entwickelte sich in der Schweiz die Neutralitätshaltung zu einer Bereitschaft, Verfolgten eine Zufluchtsstätte zu bieten. Eine erste grössere Welle bildeten die *Hugenotten*, die mit der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch den französischen König Louis XIV (1685) ihr Land verlassen mussten und in protestantischen Gegenden Zuflucht suchten. Ihnen schlossen sich die protestantischen *Waldenser* aus dem italienischen Piemont an. Unser Land war in erster Linie eine Durchgangsstation auf dem Weg nach Deutschland: Von den rund 140'000 Einreisenden blieben lediglich rund 20'000 in der Schweiz. Die meisten von ihnen liessen sich in den Städten des Waadtlandes nieder (Handel, Bankwesen, Textilmanufakturen).

Hundert Jahre später waren es die katholischen Kantone der Schweiz, die den aus Frankreich flüchtenden Geistlichen und anderen Bedrängten - infolge der Revolution insbesondere *Monarchisten* - Asyl anboten. Unwillkürlich dehnte sich der Flüchtlingsstatus von Verfolgten aus Glaubensgründen auf Verfolgte aus politischen und zum Teil auch aus kulturellen Gründen aus.

Die seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr abreissende Kette von Menschen, die geistig oder körperlich bedrängt wurden - von Flüchtlingen, Agitatoren, Revolutionären - lässt sich trotz teilweise schwer überschaubaren Ursachen in vier Hauptglieder teilen:

- die liberalen und freiheitlichen Bewegungen im Europa des 19. Jahrhunderts,
- die Epoche des 1. Weltkrieges 1914 bis 1918,
- die Zwischenkriegszeit und der 2. Weltkrieg,
- die Nachkriegszeit bis heute.

Die aus dem Wiener Kongress von 1815 hervorgegangenen reaktionär-konservativen Regierungen weckten in ganz Europa die aufklärerischen und freiheitlichen Gedanken: eine «intellektuelle» Flüchtlingswelle aus Italien, Polen, Ungarn und vor allem Deutschland erreichte unser Land. Die Tagsatzung und einzelne Kantonsregierungen bekamen den Druck der reaktionären Nachbarregierungen zu spüren. Nach 1870 waren es aus Frankreich die Sozialisten der Pariser Kommune, aus Deutschland die durch Bismarcks Sozialistengesetze schikanierten und vertriebenen Sozialdemokraten sowie aus Russland Mitglieder der Oppositionsbewegung (Lenin), welche die Schweiz aufsuchten.

Der 1. Weltkrieg brachte unserem neutralen Land rund eine halbe Million Zivilevakuierte, Deserteure und Dienstverweigerer aus Italien, Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und Russland.

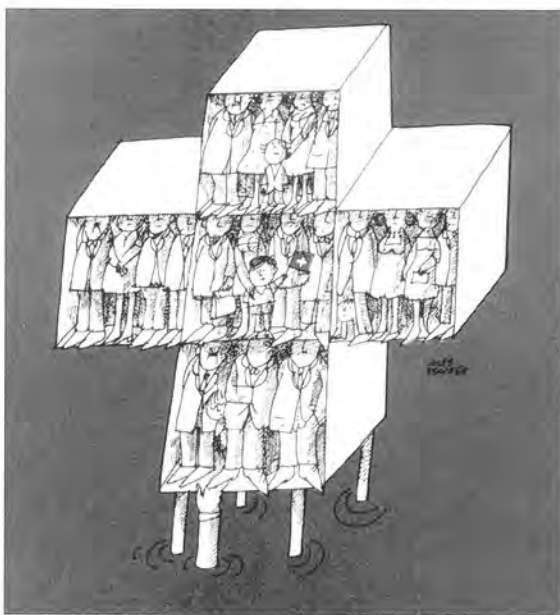
In der Zwischenkriegszeit erreichte nach der faschistischen Machtübernahme eine erste Welle italienischer Liberaler und Sozialisten die Schweiz. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland wuchs der Flüchtlingsstrom an. Hier waren die Juden die weitaus grösste Gruppe. In den Kriegsjahren 1939 bis 1945 beherbergte die Schweiz rund 300'000 Schutzsuchende.

Die Nachkriegszeit, die sich als Epoche des kalten Krieges zwischen der liberalen Welt und den machstrebenden kommunistischen Nationen erwies, führte Flüchtlinge verschiedener Kulturen in die Schweiz: Ungarn (1956), Tibeter (1959), Tschechen und Slowaken (1968), Polen und weitere Ostflüchtlinge (1981), ferner Tamilen, Türken, Iraner, Kurden sowie ganze Völkergruppen aus den Nachfolgestaaten von Ex-Jugoslawien.

Arbeitskräfte für unsere Wirtschaft

Im 19. Jahrhundert vollzog sich die Entwicklung unseres Landes vom Agrar- zum Industriestaat. Diese wurde begünstigt einerseits

durch eine liberale Ausländerpolitik, andererseits durch bedeutende Einflüsse namhafter Einwanderer aus Deutschland, Grossbritannien und Frankreich in Industrie und Wissenschaft. Dieser Industrialisierungsprozess erforderte eine grosse Zahl von Arbeitskräften, die aus dem nahen Ausland bezogen werden mussten (Vorarlberg, Elsass und Italien). Der Ausländeranteil an der Wohnbevölkerung erhöhte sich von 3,0 Prozent im Jahre 1850 auf 15,4 Prozent 1914. Der 1. Weltkrieg und die Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre bedingten eine restriktivere Einwanderungspolitik: Der Ausländeranteil betrug im Jahre 1940 nur noch 5,0 Prozent. Dies war der tiefste Stand im 20. Jahrhundert.



Nach dem 2. Weltkrieg setzte ein Wirtschaftsaufschwung ein, der eine erneute Einwanderungswelle von Fremdarbeitern mit sich brachte: vorwiegend aus südeuropäischen Ländern wie Italien und Spanien. Die anhaltende Hochkonjunktur und die Möglichkeit des

Familiennachzuges führten in den sechziger Jahren zu einem massiven Wachstum des Ausländeranteils (1970: 16,2 Prozent). Begrenzungsmassnahmen des Bundes und die Mitte der siebziger Jahre einsetzende Rezession bewirkten ein spürbares Nachlassen des Zuwachses der Einwanderer. Dies war nicht zuletzt ein Grund, weshalb der Souverän die in den Jahren 1970 bis 1988 zur Abstimmung gelangten fünf «Überfremdungs-Initiativen» ablehnte.

In Bezug auf die Herkunft der ausländischen Arbeitskräfte dürfte von Interesse sein, dass über ein Drittel von rund einer Million Ausländern aus Italien stammen; es folgen Spanien und die Republiken aus Ex-Jugoslawien, also Arbeitskräfte aus schwächer entwickelten Regionen. Nach Kategorien rangieren die in der Schweiz lebenden Italiener und Spanier unter den Niedergelassenen, während Portugiesen und Jugoslawen vorwiegend zu den Jahresaufenthaltern gehören.

Schlussbetrachtungen

Die Schweiz - ein Einwanderungsland? Die immer wiederkehrenden Flüchtlingsströme haben die Schweiz zu einer Nation mit humanitären und freiheitlichen Grundsätzen gestempelt. Unsere jahrhundertalte Geschichte hat uns einen entsprechenden Auftrag erteilt, dem jedoch Grenzen gesetzt sind: Die Hilfeleistung kann nicht nur auf unserem Boden erfolgen; sie soll - im Geiste von Henri Dunant - überall dort einsetzen, wo sie benötigt wird, und in jeder Form, die dem andersartigen Hilfesuchenden für seine Zukunft als die geeignete erscheint.

In seinen Zukunftsperspektiven zur schweizerischen Aussenpolitik im «Handbuch der schweizerischen Aussenpolitik», 1992, hebt Klaus Hug, ehemaliger Direktor des BIGA - des heutigen BAW, des Bundesamtes für Arbeit und Wirtschaft - zwei neue Herausforderungen hervor: den gesamteuropäischen Arbeitsmarkt und den weltweit wachsenden Migrationsdruck.

Im Hinblick auf die erste Herausforderung müsse die Schweiz - wolle die Wirtschaft konkurrenzfähig bleiben - ihre Attraktivität als Arbeitsplatz für qualifizierte Ausländer aus den EG- und EFTA-Staaten, die sich in der Schweiz eingliedern lassen, steigern. Dabei spiele der institutionelle Rahmen des Verhältnisses Schweiz - EG/EFTA nicht die Hauptrolle. Aber auch der zweiten Herausforderung müsse die Eidgenossenschaft Rechnung tragen und Ansätze zu deren Bewältigung finden. Die bisherigen Zielsetzungen müssten nicht aufgegeben werden; doch die Art und Weise, wie sie künftig realisiert werden sollen, werde sich von der bisherigen unterscheiden.

Albert Diem

Quellen

- Karl Schmid, Werke, Verlag NZZ, Zürich 1998
Sergius Golowin, aus «Minderheiten in der Schweiz: Fahrendes Volk in der Schweiz», Verlag NZZ, Zürich 1984
Ralph Weingarten, aus «Minderheiten in der Schweiz: Juden in der Schweiz», Verlag NZZ, Zürich 1984
Edgar Bonjour, «Geschichte der schweizerischen Neutralität», Band VI, Verlag Helbling & Lichtenhahn, Basel 1970
Schweizer Lexikon, 1998/99
Carsten Goehrke, Werner G. Zimmermann (Hg.), «Zuflucht Schweiz», Verlag Rohr, Zürich 1994
Klaus Hug, aus «Neues Handbuch der schweizerischen Aussenpolitik: Ausländische Arbeitskräfte», Verlag Haupt, Bern 1992

Abb. S. 10: aus C. Goehrke, W.G. Zimmermann: «Zuflucht Schweiz», *Der Umgang mit Asylproblemen im 19. und 20. Jahrhundert* (Verlag Hans Rohr, Zürich).

Einwanderung in die Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Ein Waisenkind aus dem Zarenreich

Mein Vater, Max Levkowitz, wurde 1897 in Odessa am Schwarzen Meer, also im zaristischen Grossrussland geboren. Mit zehn Jahren war er bereits Vollwaise, hatte aber das Glück, mit entfernten Verwandten in die Schweiz, und zwar nach Zürich, reisen und hier bleiben zu können. Dank raschem Erlernen der deutschen Sprache - seine Muttersprache war ja Russisch, das er zeitlebens pflegte - wurde er direkt in die dritte Klasse der Primarschule aufgenommen.



Nach Schulabschluss arbeitete mein Vater bei einer Schuhfabrik in Kreuzlingen. Dort erfuhr er von Freunden, dass eine Möglichkeit bestünde, in Dettighofen bei Pfyn/TG, das Gemeinde- und somit das Schweizerbürgerrecht zu erwerben. Mein Vater bemühte sich darum und wurde am 30. Januar 1921 eingebürgert. Am 7. April des gleichen Jahres trug ihn die Munizipalgemeinde Kreuzlingen in das Verzeichnis der Aktivbürger (Stimmregister) dieser Gemeinde ein, nachdem ihm auch das Kantonsbürgerrecht durch den Grossen Rat gewährt worden war.

Leider geschah im Verlaufe der administrativen Abwicklung der Formalitäten ein kleiner Fehler bezüglich der Schreibweise unseres Familiennamens. Er hiess richtigerweise auf Russisch «Lewkowitz» und nicht «Levkowicz». Mein Vater unterliess es, die Korrektur zu beantragen.

Zu Beginn des 1. Weltkrieges hatte mein Vater ein Aufgebot zum Einrücken in die zaristische russische Armee erhalten, dem er keine Folge leistete. Obschon er seit 1921 den Schweizerpass besass, getraute er sich deshalb nie mehr, einen Fuss in das Land seiner Väter zu setzen.

Im Juni 1922 nahm mein Vater eine Stelle als Ledersortierer bei der Niederlassung der Bally Schuhfabriken AG in Paris an, kehrte aber bereits 1923 wieder in die Schweiz zurück. Er liess sich in Zürich nieder und lernte 1924 meine Mutter kennen, die 1890 in Winterthur als Clara Zumkeller geboren war und in Zürich an der Bahnhofstrasse in einem bekannten Hutmodegeschäft als erste Mitarbeiterin wirkte. Noch im gleichen Jahr heirateten meine Eltern, und meine Mutter wurde erst dann Schweizerin, denn ihr Vater, Ofenbauer in Winterthur, mit einer Dübendorferin verheiratet, stammte aus Herrischried im Schwarzwald und hatte sich nie um das Schweizerbürgerrecht beworben.

Im 2. Weltkrieg wurde mein Vater als Motorfahrer zum bewaffneten Hilfsdienst aufgeboden, den er mit Begeisterung und Stolz leistete. Er verehrte den General Henri Guisan und trug an seiner Taschenuhr auch nach dem Krieg stets eine Erinnerungsplakette mit dem Bild des Generals.

Meine Eltern gingen bis ins höchste Alter bei allen Abstimmungen und Wahlen zur Urne, und obschon sie keiner Partei angehörten, interessierten sie sich für alle Fragen, die unser Land und die engere zweite Heimat betrafen.

Ich selber wurde 1928 in Zürich geboren und verbrachte in der Stadt meine ganz Jugendzeit. Kaum war ich volljährig, wurde mir auf mein Gesuch das Zürcher Bürgerrecht erteilt, denn zu Dettighofen/TG hatte ich kaum eine Beziehung gehabt.

Meine beruflichen Tätigkeiten führten mich zum Teil jahrelang in die weite Welt. Auf privaten Reisen besuchte ich u.a. auch die seinerzeitige Sowjetunion, und zwar Moskau, St. Petersburg, Kiew, den Nord- und Südkaukasus sowie Zentralasien bis Alma Ata, nicht aber Odessa in der Ukraine, die Geburtsstadt meines Vaters, die ja im 2. Weltkrieg völlig zerstört wurde. Leider hatte ich das in meiner Jugend begonnene Studium der russischen Sprache bald wieder aufgegeben. Stets geblieben ist die wahrscheinlich geerbte Verbunden-

heit mit der russischen Seele, der russischen Volksmusik und eine gewisse Neigung zu Wehmut.

Ich fühlte mich jedoch stets 100%ig als Schweizer und mit der Heimat verbunden, was auch dazu führte, dass ich in Madrid dem Komitee des Schweizerklubs angehörte und ihn einige Jahre präsidierte. Genau 25 Jahre meines Berufslebens arbeitete ich für die offizielle schweizerische Exportförderung.

Meiner Herkunft verdanke ich aber zumindest teilweise die Fähigkeit, andere Rassen, Kulturen und Mentalitäten zu akzeptieren und zu achten.

Andererseits vertrete ich die Ansicht, dass jeder Einwanderer, Flüchtling oder Gast die Gesetze, Gebräuche und Gepflogenheiten des Landes, in dem er sich befindet, zu respektieren hat, ansonsten er sich das Recht auf Aufenthalt verwirkt.

Die Liebe zu meiner Lebensgefährtin, die damals schon auf der Forch wohnte, bewog mich 1979, ebenfalls in die Gemeinde Maur zu ziehen, wo ich mich als ausgesprochener Stadtmensch nur langsam einzuleben vermochte. Doch heute würde es mir schwer fallen, die Forch zu verlassen.



*René Levkowitz,
der Sohn des Auswanderers.*

René M. Levkowitz

Bild: zvg von René M. Levkowitz.

Zwischen mehreren Traditionen:

M. Nuri Yüksel

M. Nuri Yüksel kam in Istanbul im Jahr der Abschaffung des Kalifats in der Türkei zur Welt, in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg, als die Türkei unter ihrem ersten Präsidenten, Atatürk, die entscheidenden Schritte zur Öffnung nach dem Westen tat. Wir begegnen in ihm dem Spross einer international geprägten Familie aus der Welt des östlichen Mittelmeeres, wo nationale Grenzen nicht immer so schwer überwindlich waren, wie es heute leider scheint. Sein Vater, ein Osmane aus Kreta, war Sanitätsbeamter im Hafen von Istanbul, die Mutter war Albanerin türkischer Abstammung. Der Sohn er-

innert sich, dass Familienmitglieder unterschiedlichen Glaubens wie selbstverständlich gegenseitig an ihren religiösen Festen teilnahmen. Die weltoffene Atmosphäre wurde zur Grundlage in der Entwicklung des jungen Mannes, verstärkt sicher durch die spätere Ehe mit einer Schweizerin.



Vater Ali Salim Yüksel im 1. Weltkrieg.

Weltoffen muss schon der Grossvater gewesen sein, denn er finanzierte seinem Lieblingsenkel noch während des 2. Weltkrieges ein Studium in der Schweiz. Die Schweiz war damals wegen des Krieges praktisch das einzige Land, in dem junge Türken ausserhalb ihrer Heimat

studieren konnten. (Wie umgekehrt die Türkei während der Nazi-Zeit zum Exil zahlreicher Akademiker, vorab aus Deutschland, wurde.) So reiste der junge Mann 1943, nach Abschluss seines Studiums an der Academie des Beaux Arts in Istanbul, in die Schweiz. Sechs Tage dauerte die Reise; sie führte wegen der Kriegseignisse über Umwege durch Bulgarien, Rumänien und Ungarn. Ausgerüstet nur mit den in der Schule erworbenen Französischkenntnissen, musste er zuerst Deutsch lernen und begann dann das Architekturstudium an der ETH in Zürich. Der Grossvater finanzierte das Studium mit 180 türkischen Pfund, oder 500 Schweizerfranken, was damals ein wahrhaft fürstlicher Monatsscheck war. Das erlaubte dem Studenten, neben den Vorlesungen und Praktika auch die Schweiz kennen zu lernen und mit seinen Kommilitonen das Leben zu geniessen. Er schloss das Studium 1949 mit dem Diplom eines ETH-Architekten ab. Von seinen Lehrern nennt er vorab die Professoren Hess und den Landi-Architekten Hans Hofmann. Bereits während der letzten Studiensemester arbeitete er als Praktikant im Architekturbüro Simmler in Zürich.

Rückkehr in die türkische Heimat

Nach Abschluss des Studiums heiratete Nuri Yüksel die Tochter des Flug-Pioniers Alfred Comte. Diese Heirat mit einem Türken wurde dazumal in der Familie der Braut mit beträchtlicher Skepsis aufgenommen. Es waren halt noch andere Zeiten!

Als junger Architekt fand Nuri Yüksel 1950 Arbeit in einem Architekturbüro in Zug. Es waren die Aufbruchjahre nach der Stagnation der Kriegszeit; tüchtige junge Leute waren willkommen. 1952 wurde er Mitarbeiter der Firma SGS, Schindler und Göhner, deren Vertretung in der Türkei er bald übernehmen konnte. Erneut zurück also in seinem Ursprungsland, arbeitete er mit deutschen Bauunternehmern, vorab in der Form der Generalunternehmung, zusammen und eröffnete daneben sein eigenes Architekturbüro. Bereits 1959 besuchte ihn sein früherer Chef, Ernst Simmler, bei dem er als Stu-

dent gearbeitet hatte, und empfahl ihm die Rückkehr in die Schweiz. Anlass dazu war nicht zuletzt die Verschlechterung der politischen Stabilität in der Türkei, die 1960 mit dem Sturz der Regierung Men-deres und der Ablösung durch ein Militärregime offenkundig wurde. In der Folge wurden sowohl die wirtschaftliche Lage wie die allgemeinen Verhältnisse im Land unsicher. Nuri Yüksel hielt mit seiner Familie noch einige Jahre durch, entschloss sich dann aber 1963 zur Übersiedlung in die Schweiz.

Die Familie Yüksel war inzwischen um drei Kinder gewachsen; es gehörten dazu die Söhne Murat (geb. 1952), Timur (geb. 1956) und die Tochter Desirée (geb. 1958). Alle drei waren in Zürich, der Heimat der Mutter, zur Welt gekommen, verlebten aber die ersten Kindheitsjahre in der Türkei.

Neubeginn in der Schweiz

Der Zeitpunkt für einen Neubeginn in der Baubranche war damals nicht besonders günstig, hatte der Bundesrat doch eben strenge Kreditrestriktionen verordnet. Dank seiner früheren Bewährung konnte der in seinem Beruf nun bereits erfahrene Fachmann als Partner ins Architekturbüro Simmler eintreten. 1966 wechselte er als Planer und Berater zur Firma Franke AG in Aarburg, die sich mit Küchentechnik, Küchenapparaten und dem Bau von Grossküchen befasst. In diesem Unternehmen konnte der Architekt sowohl seine Kreativität wie auch seine Fähigkeit zu systematischem Denken und Handeln zur Geltung bringen. Er schuf für diese Unternehmung die bis dahin weitgehend fehlenden Planungsgrundlagen für Bau und Einrichtung von Grossküchen. Diese Aufgabe wurde zur Grundlage für seine weitere berufliche Entwicklung. Er führte ab 1968 für die Firma Franke eine Zweigstelle in Zürich, machte sich aber 1970 hier selbständig und führte bis 1998 ein eigenes Planungsbüro, spezialisiert auf die vom SIA anerkannte Fachrichtung Verpflegungsorganisation, Gastronomieplanung für Spitäler, Hotels, Heime und andere Grossbetriebe sowie allgemeine Betriebsplanung. Er wurde

mit zahlreichen Projekten in der Schweiz und vor allem auch in Deutschland, Italien, Spanien und Österreich betraut. Unter anderem war er an der Planung von 17 Spitälern und 25 Heimen beteiligt. Offensichtlich hatte er mit dieser Spezialisierung eine eigentliche Marktlücke entdeckt.

Trotz der Spezialisierung wurde er jedoch nie einseitig, er befasste sich immer wieder auch mit neuen Problemen des Bauwesens und projektierte und realisierte einige Bauten in Zürich und im Ausland.



Nuri Yüksel: Besuch am Bosphorus.

Nuri Yüksel betrachtete seinen Beruf immer auch als sein Hobby. So war es nur folgerichtig, dass er nach der Auflösung seines Planungsbüros Ende 1998 seine Tätigkeit im Haus in Ebmatingen in reduzierter Weise, jetzt nurmehr als Berater auf seinem Spezialgebiet, weiter betreibt und auch seine langjährigen Erfahrungen im Bauwesen weitergibt.

Keine kritiklose Integration

Nach der Rückkehr in die Schweiz hatte man zunächst in Oberengstringen Wohnsitz genommen. Durch Vermittlung von Architekt Simmler wurde an der Säntisstrasse in Ebmatingen ein Grundstück erworben, auf dem Nuri Yüksel ein Haus baute, das die Familie seit 1964 bewohnt. Er erwarb 1974 in der Gemeinde Maur

das Schweizerbürgerrecht, um sich in der Gemeinde endgültig zu integrieren. Auch zwei seiner Brüder leben übrigens in der Schweiz, der eine in Ebmingen, der andere in Zug. Von den Söhnen blieb der jüngere als Historiker hier, während der ältere als Elektroingenieur in der Informatik-Industrie in Kalifornien arbeitet.



2. Generation Yüksel im Haus Ebmingen.

Auf seine Einstellung zur Schweiz befragt, erklärt Nuri Yüksel, er fühle sich heute ganz als Schweizer. Aufgrund seiner Herkunft aus einem Elternhaus mit verschiedenen Kulturen und einer sehr freien Erziehung fühle er sich unbelastet von Vorurteilen über das Land, das ihm längst zur zweiten Heimat geworden ist. Er bezeichnet seine heutige Haltung als liberal und gegenüber der Schweiz als positiv-kritisch, nachdem er in den frühen Jahren seines Aufenthaltes Land und Volk idealisierte. Er schätzt die schweizerischen Tugenden Fleiss, Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Als einen Hauptmangel empfindet er die oft fehlende Kritikfähigkeit der Schweiz und der Schweizer; vor allem in der Vergangenheit habe Kritik oft gefehlt. Gleichzeitig stellt er fest, dass sich die Schweiz in

den Jahrzehnten, die er hier verlebt hat, namentlich unter internationalem Einfluss eher zu ihrem Nachteil gewandelt hat. Die Durchmischung von Kulturen kann für ein Land erst dann eine Bereicherung bedeuten, wenn sie auf traditionelle Werte aufgebaut werden kann. Ansonsten ist es nichts anderes als Verlust der eigenen Identität. Er bedauert, dass er bisher infolge Zeitmangel für die Gemeinde nicht aktiv tätig sein konnte, obwohl er sich über Probleme der Gemeinde immer orientierte. Seine Frau hingegen pflegt nähere Kontakte und Freundschaften mit der Nachbarschaft.

Hans Rudolf Thalmann

Bilder: zvg.



Zwei aus dem gleichen Dorf finden sich in der Fremde

Bereits in den Fünfzigerjahren, vor der grossen Immigrationswelle aus Südtalien, kamen Candido und Irvana Tonet aus der Provinz Belluno, im Veneto, in die Schweiz. Sie stammen aus dem gleichen Ort, doch als wären's zwei Königskinder, die nicht zusammen kommen konnten (sie wuchs auf der Anhöhe der einen, er auf der andern Seite des 4'000-Seelen-Dorfes Pedavena auf und sie wussten nicht um einander!), mussten sie erst in die Schweiz auswandern, um sich hier zu finden. Wie es dazu kam?

Er...

Die Familie von Candido Tonet lebte im geschichtsträchtigen Pedavena, wo - nebst der Kirche als Überbleibsel eines Schlosses und einer berühmten Villa - eine traditionsreiche 100-jährige Brauerei («Birra Pedavena», heute «Heinecken») angesiedelt ist. Papa Tonet war als Vorarbeiter für eine Firma tätig, die in ganz Italien Stau-mauern baut. Er war oft nicht zu Hause, und so war die Mutter für den eigenen kleinen Landwirtschaftsbetrieb (mehrere Kühe gehörten dazu) verantwortlich. Candido wuchs als Zweitjüngster mit drei Schwestern und zwei Brüdern auf. Als einziger der sechsköpfigen Kinderschar besuchte er die Schule. In einer Reparaturwerkstatt für Maschinen lernte er das Mechanikerhandwerk, derweil seine älteren Geschwister eins nach dem andern in die Schweiz zogen. Ausser einer Schwester, die mit ihrem Mann seit 1947 im Kanton Zürich lebt, waren sie aber alle wieder in den Veneto zurück gekehrt.

Trotzdem zog es auch Candido in die Schweiz, hatte doch schon sein Grossvater als Steinmetz in Dielsdorf den Meissel geschlagen. Und der war damals, Ende des vorigen Jahrhunderts, sogar zu Fuss hergekommen!

Mit der fremdenpolizeilichen Bewilligung und seinem ersten Arbeitsvertrag mit einer Hinwiler Maschinenfabrik in der Tasche verliess Candido Tonet 1955 Italien. Die anfänglichen Schwierigkeiten blieben nicht aus. Vor allem Verständigungsprobleme belasteten den jungen Fremden. Es gab zu wenig Landsleute, vor allem in der Firma. Nach zwei Jahren steckte der Betrieb in einer Krise. Candido reiste kurzfristig in seine Heimat zurück, fand dann aber bald eine neue Stelle in Scheuren.



In Norcen di Pedavena ist Candido Tonet aufgewachsen.

Sie...

Oberhalb Pedavena bewirtschaftete Irvanas Familie ebenfalls ein Stück Land, und auch hier war es die Mutter, die zum Rechten schaute. Der Vater ging seinem Beruf als Bierbrauer bei «Birra Pedavena» nach. Irvana wuchs mit vier Schwestern auf. Nach der Schulzeit begann sie, schon mit dreizehn, zu arbeiten, denn inzwischen war Krieg. Die Grossmutter lehrte sie das Nähen. Dann kam Irvana nach Turin in ein Herrschaftshaus, wo sie ausgezeichnet Ko-



Facen di Pedavena war Irvanas Daheim.

chen lernte. 1957, sie war erst neunzehn, besuchte sie ihre Schwester in der Schweiz. Als unangenehme Erinnerung bei der Einreise in unser Land blieb ihr die ärztliche Untersuchung am Zoll, wo sich ihr aber auch das erste deutsche Wort einprägte: «Schtärnefeuf!» Zollikerberg hiess die nächste Station, wo ihre Schwester lebte. Hier fühlte sich Irvana von Anfang an pudelwohl und fand bald eine Stelle in der Kleiderfabrik von Zollikon. «Schtärnefeuf» wird wohl die Motivation gewesen sein, dass sie sich bereits innerhalb weniger Monate in unserer Sprache verständigen konnte. Ihre Schwester kehrte bald nach Italien zurück. Nun war Irvana auf sich allein gestellt.

Kaum Spuren von Fremdenfeindlichkeit

Durch einen gemeinsamen Bekannten lernten sich Irvana und Candido auf einem Spaziergang auf dem Zollikerberg näher kennen. Zwar hatte Candido längst ein Auge auf «la bella ragazza» geworfen und wusste auch, wo sie wohnte, aber die Courage, sich ihr zu nähern, fehlte ihm. Etwas mehr Mut hatte er kurz vor Weihnachten

1958, als Irvana und er zufälligerweise mit demselben Zug nach demselben Ort fuhren, um die Feiertage mit der Familie in Italien zu verbringen. Am Bahnhof zahlte Candido dem sympathischen Fräulein das Taxi nach Hause, doch bis zum schicksalträchtigen Spaziergang auf dem Zollikerberg sollten nochmals ein paar Jährchen vergehen! Jetzt stand einer Verbindung nichts mehr im Wege. Im Oktober 1961 heirateten Irvana und Candido. 1963 kam Sonja, 1969 Mario zur Welt. Als sie zur Schule kamen, waren sie noch die einzigen Italiener und es gab kaum Spuren von Fremdenfeindlichkeit. Nur Mamma Tonet bekam manchmal zu hören: «Deine Kinder kommen nicht in die Sekundarschule!» Umsomehr lag den Eltern deren Ausbildung am Herzen. Mit dem Motto «lerne und praktiziere deutsch» segelte die Familie auf Erfolgskurs. Die Kinder wurden später auch nach Amerika geschickt: «Beide sprechen gut Englisch.» Sonja besuchte die Universität, ist inzwischen verheiratet und arbeitet beim Bund. Mario absolvierte kürzlich als Elektriker die Meisterprüfung. Beide sind längst eingebürgert. Italien ist für sie weniger Heimat ihrer Eltern denn Ferienland.

Irvana Tonet hat sich bei der Migros, wo sie nun schon seit 35 Jahren tätig ist, zur Filialleiterin emporgearbeitet. Der nahende Ausstieg aus dem Berufsleben fällt ihr schwer: «Eigentlich freue ich mich gar nicht auf die Pensionierung!» Sie arbeitet gerne, liebt die vielen zwischenmenschlichen Kontakte.

Candido Tonet arbeitete zuletzt 25 Jahre lang in einer Pneufirma. Seit 1994 ist er frühpensioniert.

Pendler zwischen den Ländern

Irvana und Candido Tonet sind ihrer Heimat nach wie vor verbunden und fühlen sich nicht, wie so viele ihrer Landsleute, nur noch als Feriengäste im eigenen Dorf. Jedes Jahr sind sie mehrmals «nach Hause» gefahren und haben sich dort, wie unzählige Gastarbeiter aus dem Süden auch, ein Häuschen «für später» gebaut. Heute wird

es als Feriendomizil benützt, denn Irvana kann sich inzwischen eine Rückkehr nach Pedavena nicht mehr vorstellen: «Sonst bleibe ich immer Ausländerin!» Zwar fährt sie mit ihrem Mann oft und gerne hin: «So weit ist es ja nicht!», kommt aber auch gerne wieder zurück in die Schweiz. Sie möchte ihren Lebensabend hier verbringen, in der Nähe von Tochter und Sohn. Als Pendlerin zwischen den beiden Ländern fühlt sie sich da wie dort zugehörig: «Ich habe zwei Seelen.



*Die Familie feiert den 60. Geburtstag von Candido Tonet.
V.l.n.r.: Sonja, Candido, Irvana und Mario Tonet.*

Wenn Italien im Fussball gewinnt, freue ich mich! Dasselbe geschieht, wenn die Schweizer siegen. Als jedoch Turin statt Sion die Olympischen Spiele zugeteilt bekam, war ich ziemlich enttäuscht. Hier lebe ich gerne und fühle mich als Schweizerin, obwohl ich nicht eingebürgert bin, denn hier habe ich die meiste Zeit meines Lebens gearbeitet. Ich nehme Anteil am hiesigen Geschehen und würde gerne mitreden. Dass ich's nicht kann, ist das einzige Handikap als Nichtschweizerin!»

Candido Tonet hingegen ist froh, Italiener zu sein, ja zu bleiben. Er könnte sich gut vorstellen, den Lebensabend in Pedavena zu verbringen, zusammen mit den Verwandten und Freunden. Für ihn ist der hiesige Alltag als Zwangspensionierter zu eintönig und es fehlt ihm schon ein wenig, was «Italianità» auch beinhaltet: die südliche Lebensfreude, das wärmere Klima, die Piazza zum Flanieren, die Cafeteria, das Parlieren mit Gleichgesinnten...

Silvia Orlando Akagi

Bilder: zvg.



«Als ob wir Schweizer wären»

Eine deutsche Familie integriert sich

red. Auch wenn Karin und Peter Brang nach aussen gerne gemeinsam in Erscheinung treten, ist ihre jeweils eigene Persönlichkeit stark ausgeprägt. So fällt es beiden schwer, die gemeinsame Zeit in der Schweiz nur mit den Augen des Partners, der Partnerin zu sehen, und beide legen Wert auf eine eigene Version. Entstanden ist ein kleines Kaleidoskop der vergangenen bald 40 Jahre.

In die Schweiz kamen wir durch einen Ruf an die Zürcher Universität. Man suchte einen Slawisten. Ich hatte mich an der Bonner Universität im Juli 1959 für Slawistik habilitiert. Im Mai 1960 hielt ich in Zürich zwei Probenvorträge, im Oktober wurde ich vom Regierungsrat auf Beginn des Sommersemesters 1961 zum Extraordinarius für Slawische Philologie gewählt und mit dem Aufbau des Slawischen Seminars betraut. Mitte März 1961 übersiedelten wir mit unseren beiden sechs- und vierjährigen Töchtern Claudia und Ute von Bonn nach Egg/ZH. Nachdem sich die Familie um den Sohn Peter und die Tochter Simone vergrössert hatte, war die Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung bei weitem zu klein geworden. Im September 1968 konnten wir in das angebaute Einfamilienhaus auf der Forch ziehen, das wir noch heute bewohnen.

Zürich kannte ich vor der Berufung auf die Professur nicht, wohl aber kannte ich ein Stück Schweiz. Der Grossvater mütterlicherseits hatte ein Album «Zur steten Erin-



Peter Brang, 14jährig, vor dem alten Luzerner Bahnhof, von dem nach dem Brand von 1971 heute nur noch das Portal steht.



Postkarte von Peter Brangs Grossvater Heinrich Sauer, Rechtskonsulent in Frankfurt a.M., an seine Frau Amalie Sauer-Cronberger, 10. Mai 1899, Uetliberg. Text: «Empfange aus der Höhe von 925 mtr. nebst den lieben Kleinen die herzl. Grüße und Küsse. Kein Weg ist mir zu hoch, um meine Liebe zu bezeugen. Dein Heinrich».

nerung an die Schweizer Reisen 1899» hinterlassen. Und ich selbst war in den Sommern 1937 und 1938 jeweils für vier Wochen als Ferienkind nach Basel zu einem «Nenn-Onkel» gekommen, nämlich zu Paul Hagemann, einem Schauspieler und Freund meines Vaters, und zu dessen Frau Lisel, in die Gundeldingerstrasse 153. Damals wurde meine Liebe zu den Bergen geweckt, bei einem Besuch im Nebelregen auf dem Pilatus und ein Jahr später auf der Rigi – bei strahlendem Wetter.

Mit dem Dialekt bzw. mit den Dialekten hatte ich, was das Verstehen anbelangt, keine Mühe, zumal ich als Philologe viele Spracherscheinungen erklären konnte und sie alle bis heute jeweils bewusst wahrnehme. Die Spannung zwischen den vier Landessprachen wie auch die zwischen Dialekt und Schriftsprache habe ich stets mit wachem Interesse verfolgt bzw. ausgehalten. Mit dem Sprechen war es schwieriger. Ist man, mit etwa 9 oder 10 Jahren, dem «Nachh-

mungsalter» erst einmal entwachsen, dann braucht es viel Sprachkontakt, um üben zu können. Im Hochschulbereich aber wurde bei vielen Gelegenheiten Schriftdeutsch gesprochen, damals mehr als heute; man musste die Kollegen immer wieder auffordern, doch bitte im Gespräch mit uns Dialekt zu reden. Die Kinder wiederum wollten nicht, dass die Eltern Dialekt sprechen, weil es komisch klang und deshalb, so darf man vermuten, in ihren Augen der elterlichen Autorität abträglich war. Mit uns sprachen sie Schriftdeutsch, untereinander sehr bald Dialekt ...

Sich hier einzuleben, fiel uns nicht sonderlich schwer. Wir waren beide gewillt, das, was hier für uns neu war, zu verstehen. Wie man in den Wald hineinschreit, so tönt es heraus. Wir waren uns allerdings immer bewusst, dass wir in einem bestimmten Sinne Gäste sind. Für die grosse und die kleine Politik waren wir seit je interessiert. Und deshalb nahmen wir, auch wenn wir nicht stimmen konnten, stets Anteil am öffentlichen Geschehen, informierten uns darüber, was sich tat in Gemeinde, Kanton und Bund. Wir fühlen uns, obwohl wir nicht eingebürgert sind – die Kinder und Enkel sind es –, als seit Jahrzehnten Niedergelassene so, «als ob wir Schweizer wären». Die Beziehungen zu Deutschland – sie ändern sich, weil nur noch wenige nahe Verwandte und Freunde am Leben sind. Freilich: auch mit 75 Jahren bin ich in meinem Fach noch tätig, wiewohl schon seit 1990 nicht mehr auf dem Gebiet der Lehre, und so darf und muss ich auch international zahlreiche berufliche Kontakte pflegen. Im übrigen hatte ich die Möglichkeit, als Universitätsdozent manches im Laufe der Jahre mitzubewirken und -gestalten. Nicht wenige meiner einstigen Schülerinnen und Schüler, die ich in die slawischen Kulturen einführen durfte, vertreten heute die Schweiz in den slawischen Ländern, auf Schweizer Botschaften, in geschäftlichen Bereichen und humanitären Organisationen, oder sind in verschiedenen Sparten der Publizistik tätig.

Fremdenfeindlichkeit haben wir kaum erlebt. Dabei sind wir uns darüber im klaren, dass die Universität nicht ein Brennpunkt von Fremdenfeindlichkeit ist. Ich war 1961 unter den damals 32 Profes-

soren der Philosophischen Fakultät (heute sind es etwa 100) der erste aus dem Nachkriegsdeutschland und habe daher oft die Aufgabe übernommen, aus dem Ausland kommende Kollegen «einzuführen» (Schule, Wohnung, Steuerprobleme, Krankenversicherung etc.).

Die Liebe zur Schweiz und zu den Bergen (aber auch die bis zum Ende der sechziger Jahre recht bescheidenen Einkünfte) führten dazu, dass wir die zwei oder drei Wochen Sommerurlaub mit den Kindern regelmässig in einem gemieteten alten Walserhaus verbrachten, möglichst über 2000 Meter hoch gelegen und meist im Bündnerland. So konnten wir den Kindern die Naturliebe weitergeben. Das Interesse an der Schweiz führte indes auch dazu, dass ich im Rahmen von Forschungsprojekten, gemeinsam mit Kollegen und Schülern, die Beziehungen zwischen der Schweiz und den Slawischen Ländern untersuchte. Als vierter und letzter Band ist im vorigen Jahr das Buch «Landschaft und Lyrik» erschienen, mit 133 Gedichten, die Slawische Autoren während der letzten zweihundert Jahre über die Schweiz geschrieben haben.

Über die Probleme der schweizerischen Viersprachigkeit habe ich im Ausland in Vorträgen berichtet, z.B. in Russland und Bulgarien. Die «Dialektwelle» erlebten wir mit einem gewissen Unbehagen, weil wir hinter ihr eine Abschirmung gegenüber dem Ausländischen sahen, auch wenn sie vielfach nur von Bequemlichkeit genährt wurde. Als wir 1961 in die Schweiz kamen, hielt Pfarrer Höner in Egg lediglich einmal jährlich seine Predigt im Dialekt, unter dem Motto «Familiengottesdienst»...

Mit einiger Wehmut beobachten wir den Wandel der Landschaft, die zunehmende Zersiedlung, an der, das ist uns wohlbewusst, auch wir teilhaben. In den frühen sechziger Jahren war Egg weitgehend noch ein Bauerndorf, wir wohnten in einem der ersten Wohnblöcke. Blickt man heute am späten Abend vom Forchdenkmal in das Glattal zum Bachtel hinüber, dann sieht man die Ebene und die gegenüberliegenden Hänge «sternenbesät».

Peter Brang



Liebe zu den Bergen: auf dem 4 248 m hohen Montblanc du Tacul, 1991.

1961 kam ich zum ersten Mal in die Schweiz. Zuvor hatte unsere noch junge Familie an der sehr verkehrsreichen Kölnstrasse in Bonn gewohnt. Egg am Pfannenstiel, unser erster Wohnort, mit dem nahen Greifensee, schien mir nach der lärmigen und stinkigen «Grossstadt Bonn» paradiesisch. Wir fühlten uns sehr bald in dem kleinen Ort daheim, zumal die beiden Töchter schon nach wenigen Monaten mit dem uns zunächst fremden Dialekt ziemlich frei umgehen konnten.

Unser zweites Zuhause fanden wir - inzwischen war die Familie um zwei weitere Kinder angewachsen - auf der Forch, in einer noch landschaftlich intakten und wenig erschlossenen Gegend: Wiesen und Obstbäume prägten die nahe Umgebung, die Bundtstrasse war noch nicht geteert, die ersten Skiabfahrten konnten vom Forchdenkmal bis zur Wassbergstrasse geübt werden.

Durch die Kinder fanden sich schnell Kontakte. Neben der Beschäftigung in Haus und Garten sass ich zum Ausgleich gerne an der

Schreibmaschine: Sekretärinnenstellen gehörten damals an Schweizer Universitäten noch nicht zur üblichen Ausstattung, und so waren es sehr häufig die Ehefrauen, die die anfallenden Schreibarbeiten der schon immer zeitlich stark beanspruchten Dozenten erledigten.

Als die Jugend ihre eigenen Wege zu gehen begann, der Computer die Schreibmaschine ablöste, und mein Mann sich somit von mir «emanzipierte», hielt ich Umschau nach neuer Betätigung. In meinem früheren Beruf als Physiotherapeutin hätte ich nur nach einer längeren Zusatzausbildung zurückkehren können. Ich fand eine Aufgabe zunächst in der Handarbeits- und Hauswirtschaftskommission (HHK) der Schulpflege Maur. Diese Kommission war zugleich auch für die Freizeitkurse für Erwachsene – heute Fortbildungskurse – verantwortlich. Eine spannende und anregende Arbeit erwartete mich. Es war gewiss aussergewöhnlich, dass eine Ausländerin in diese Unterkommission der Schulpflege gewählt wurde. Ich war dankbar für das Vertrauen und die Chance, mit vielen Menschen in Maur bekannt werden zu können. Die HHK wurde 1994 aufgelöst, weil der inzwischen koeduzierte Handarbeitsunterricht direkt der Aufsicht der Schulpflege unterstellt wurde.

Doch bereits 1979 war die damalige Kirchenpflege an mich mit der Frage herangetreten, ob ich bereit wäre, die Organisation und Betreuung der Altersarbeit für die Gemeinde zu übernehmen. Es gab zu jener Zeit etwa 250 AHV-Berechtigte in Maur, die anfallenden Arbeiten liessen sich gut mit den Verpflichtungen in der schulischen Kommission vereinbaren. Daneben besuchte ich einen Ausbildungskurs für Alterssportleiterinnen bei der Pro Senectute. Dieser befähigte mich, bestehende Gruppen zu leiten und neue Sportgruppen, wie z.B. Gymnastik für rüstige Seniorinnen und Senioren oder das Turnen im Zollingerheim, aufzubauen. So bestimmten und bestimmen bis heute – inzwischen ist die Zahl der AHV-Bezüger auf über 1100 gestiegen – vielerlei Aktivitäten für und mit den älteren Menschen meinen Zeitplan. Meine Tätigkeiten ermöglichten es mir, «Selbstverwirklichung» zu üben, Ideen auch in die Tat umzusetzen. Mein Bedenken, dass der schriftdeutsche Sprachduktus sich als ein

Hindernis im Umgang mit den teilweise sehr alt eingessessenen Maurmern erweisen könnte, wurde bald ausgeräumt. Ich begegnete meist wohlwollender Aufmunterung, da ich inzwischen ja fast alle Dialekte ohne Mühe verstehe und auch gerne Dialektwörter im sprachlichen Umgang einflechte. Nach 20 Jahren habe ich einen Teil der vielseitigen Alterstätigkeit, die Organisation und Begleitung der Altersnachmittage, -ferien und -reisen, im April 1999 abgegeben.

Maur ist mir zur Wahlheimat geworden. Und wenn sich so langjährige und freundschaftliche Kontakte herausbilden – auch der Singkreis Maur muss hier erwähnt werden – lässt das Bedürfnis, an die heimatlichen Wurzeln in Berlin, Frankfurt oder Bonn zurückzukehren, immer mehr nach. Nostalgische Besuche gelten eher erinnerungsträchtigen Orten denn dem ganzen Land, zumal wir ja auch das grosse Privileg haben, in einer Landschaft wohnen zu dürfen, in die man nur allzu gerne wieder zurückkehrt. Und Landschaft – das bedeutet für mich auch Wandern, beim Wandern sich erholen und neue Kräfte tanken in der herrlichen, immer wieder Neues bietenden Bergwelt.

Karin Brang

Bilder: zvg von Karin und Peter Brang.

Als Tschechin in der Schweiz

Zdenka Beran fand ein neues zu Hause

Im August 1968 rückten russische Panzer in Prag ein und zerschlugen gewaltsam den gerade aufkeimenden «Prager Frühling». Seit 1948 - dem Putsch und der Machtergreifung der Kommunisten - hatte die Familie Beran schwierige Jahre hinter sich. Zwar war der parteilose Josef Beran nicht verfolgt worden, weil er politisch aktiv war. Doch war er ein kritisch denkender, intelligenter Mensch: Der Sprössling einer Weinbauerdynastie hatte sich in seinem Studium am Technikum als Lebensmittelingenieur ausgebildet und auf Oenologie (Weinkunde) spezialisiert. Durch seine Tätigkeit ergab sich eine enge Zusammenarbeit mit ausländischen Firmen, verbunden mit häufigen Reisen. Grund genug, als potenzieller Gegner des Regimes eingestuft zu werden. Eine zweijährige Gefängnisstrafe hatte er schon abbüssen müssen. Wer weiss, was ihn mit dem Einzug der Sowjets noch erwartete?

So lud ein Schweizer Geschäftsfreund Josef Beran zusammen mit seiner Frau Zdenka und den zwei Kindern - der dreizehnjährigen Tochter und dem zehnjährigen Sohn - zu Ferien bei sich in der Schweiz ein. Die Familie kam - und verliess ihre Heimat für immer. Dank einer leichten Auf-



Josef Beran und die Kinder: Einer feindlichen politischen Aussenwelt steht ein glückliches Familienleben gegenüber.



lockerung der Bürokratie während des «Prager Frühlings» gab es glücklicherweise keine Komplikationen. Schon 1969 waren die Grenzen zum Westen wieder geschlossen.



Das Elternhaus Zdenka Berans.

Einer furchtbaren Diktatur entkommen

Die Aufnahme in der Schweiz ging - im Vergleich zu heute - einfach und unbürokratisch über die Bühne. Am 2. Dezember 1968 bereits - Zdenka Beran wird dieses Datum nie vergessen, war es doch der 13. Geburtstag der Tochter - konnte die Familie ohne den Umweg über ein Auffanglager ihre jetzige Wohnung in Ebmatingen beziehen. Vor allem den Eltern fiel ein schwerer Stein vom Herzen, waren sie doch einer furchtbaren Diktatur entkommen, einem Zwangsstaat, der ihnen jegliche Freiheit und Sicherheit geraubt hatte. Hiesige Freunde vermittelten dem Ehemann auf Anhieb eine Stelle als Lebensmittelingenieur. Für den Unterhalt war gesorgt. Dem Neuanfang und dem Weg in die Selbständigkeit stand nichts mehr im Wege.

Zdenka Beran allerdings erhielt keine Bewilligung, als Dermatologin tätig zu werden. Schon damals gab es für Mediziner und Medizinerinnen zu wenig freie Stellen. Doch hin und wieder konnte sie Praxisvertretungen übernehmen, während zwölf Jahren war sie Beraterin für eine Spitalplanungsfirma und danach arbeitete sie bis weit ins AHV-Alter hinein in einem medizinischen Labor.

Neue Wurzeln in der Schweiz schlagen

Daneben blieb ihr genug Zeit, sich in der fremden Umgebung einzuleben. Sie fühlte sich in der Schweiz sofort wie zu Hause, fast wie in ihrem geliebten Prag der Vorkriegszeit. Sie hatte keine Mühe, ihre bereits in der Kindheit erworbenen Deutschkenntnisse aufzufrischen, doch Schweizerdeutsch spricht sie bis heute nicht. Trotzdem nahmen die Nachbarn sie mit offenen Armen auf, was sicherlich auch ihrer eigenen unkomplizierten, offenen Art zuzuschreiben war.

Natürlich überfiel sie gelegentlich Heimweh. Besonders, wenn ihre Eltern zu Besuch waren. Sie selber konnte jahrelang die Stätten ihrer Kindheit und Jugend nicht wiedersehen. Dies wurde erst nach der durch Gorbatschow eingeleiteten «Wende» und der Öffnung des «Ostblocks» möglich.

Auch für die Kinder nahm sich Zdenka Beran viel Zeit. Diese wurden anfangs mit fliegenden Fahnen von den Mitschülerinnen und -schülern aufgenommen: Damals waren Fremde noch die Sensation des Schulalltags. Man verfolgte gespannt ihre anfangs winzigen Fortschritte und applaudierte, als sich die Tochter nach drei Wochen - beide waren ohne jegliche Kenntnis im Deutschen, geschweige denn in der Mundart, ins Wasser geworfen worden - zum ersten Mal zu Wort meldete.

Der Sohn studierte nach der Matur an der ETH Mathematik, promovierte und hielt sich längere Zeit als Assistenzprofessor an verschiedenen Universitäten in den USA auf. Dort lernte er seine indische

Frau kennen, mit der er ein Kind hat. Er erhielt einen Ruf auf einen Lehrstuhl an der Universität Konstanz (D) - und lebt heute mit seiner Familie in Zürich. Sein Kind soll in der Schweiz aufwachsen.

Die Tochter hatte es in den ersten Ebmatinger Schuljahren oft schwer, sich zu behaupten. Anschliessend an die Sekundarschule besuchte sie das Gymnasium. Nach der Matur studierte sie Medizin, lernte dabei ihren Mann, einen heute selbständigen Augenarzt in der Westschweiz, kennen und hat zwei Kinder. Ihren Arztberuf übt sie nicht mehr aus, entfaltet dafür eine intensive künstlerische Tätigkeit. Die Wände in der Wohnung der Mutter legen Zeugnis ab von einer begabten Hobbymalerin.

Auch die Schweiz kein Paradies auf Erden



Heute lebt Zdenka Beran allein in Ebmatingen.

Nach mehr als 30 Jahren in der Schweiz lebt Zdenka Beran-Holan heute nach wie vor in derselben Wohnung in Ebmatingen. Auf die Frage, warum sie nach der Wende nie daran gedacht habe, wieder zurückzukehren, verhält sie sich zunächst abwägend. Nach so langer Zeit in der Schweiz ist es ihr klar, dass auch hier nicht das Paradies auf Erden ist. Zwei Dinge insbesondere sind es, die ihr - um es neutral auszudrücken - fremd sind: Einerseits die vorrangige Bedeutung, die das Geld in der Schweizer Mentalität einnimmt, und demgegenüber - vielleicht hängt dies im Grunde zusammen? - der ungenügende Stellenwert der Kultur.

Trotz dieser leisen Kritik ist Zdenka Berans Antwort auf meine vorherige Frage eindeutig: «Ich bin hier zu Hause. Ich geniesse es, jederzeit nach Prag reisen zu können und bin glücklich, dass der Kontakt mit der Familie drüben und den alten Freunden wieder zweigleisig

verläuft. Doch jedes Mal, wenn ich im Zug nach Zürich sitze und Tschechien verlassen habe, freue ich mich, nun heimzukommen.» Hier hat sie Wurzeln geschlagen. Hier fühlen sich auch die Kinder wohl und haben eigene Familien gegründet. Hier hat sie einen neuen Freundeskreis gefunden.

Demokratie - die bestmögliche Regierungsform

Und viele konkrete Gründe, die für die Schweiz sprechen, führt Zdenka Beran an: Da sind zum einen die Sauberkeit, die Präzision und Solidität der Arbeit und zum andern die Zuverlässigkeit der Menschen, das hervorragende Gesundheits- und Sozialwesen, das gute Schul- und Berufsbildungswesen... «Doch das höchste Gut ist die Demokratie. Diese ist weltweit die bestmögliche Regierungsform. Sie ist ein unschätzbarer Wert für alle, die jahrelang in einer Diktatur leben mussten. Nur sie ermöglicht ein freies und eigenständiges Zusammenleben verschiedener Kulturen. Dafür ist die Schweiz ein gutes Beispiel.» Zdenka Beran ist längst Schweizerin geworden und nimmt an jeder Abstimmung teil. Die politische Gleichgültigkeit und geringe Wahlbeteiligung des Durchschnittschweizers wird sie nie begreifen können.

Allerdings hat auch sie umzudenken gelernt: Seit 1968, seit ihre Familie in der Schweiz unterkam, hat sich vieles gewandelt. Durch die zahlreichen Flüchtlinge der letzten Jahre ist das Zusammenleben schwieriger und das Geld knapper geworden, die Kriminalität wächst. Solidarität für die Armen der Welt, Toleranz, Offenheit, Flexibilität werden immer wichtigere Werte. Durch ihre Vielsprachigkeit brächten die Schweizer - das hält Zdenka Beran anerkennend fest - die besten Voraussetzungen für eine gemeinsame Zukunft in Frieden und Partnerschaft mit. Trotzdem gäbe es noch viel hinzuzulernen.

Gisela Goehrke

Bilder: zvg.



Auf dem Sonnenberg endete die Reise

Kálmán Molnár und seine Frau Denise lernte ich vor Jahren kennen. Aus jener Begegnung entstand eine bis heute andauernde Freundschaft, obwohl wir uns eine Weile aus den Augen verloren. Schon damals wohnten die beiden in Ebmingen. Wer hätte gedacht, dass ich mich eines Tages in der gleichen Gemeinde ansiedeln würde?

So begegneten wir uns wieder...

Als sich das Redaktionsteam der Maurmer Neujahrsblätter mit dem Thema Immigration zu befassen begann, fragte ich mich, weshalb es Kálmán Molnár seinerzeit in die Schweiz verschlagen hatte. Man wusste zwar um die 56er-Unruhen und den Exodus unzähliger Ungarn, doch war ich wohl all die Jahre zu befangen, um mich nach Details seiner Vergangenheit zu erkundigen. Nun hatte ich einen guten Grund, ihn darauf anzusprechen.

Es waren die Folgen der politischen Geschehnisse in Prag im Jahre 1968, die mich bewogen, mein geliebtes Ungarn zu verlassen. Ich hätte ins Militär einrücken und mit anderen Mitgliedstaaten des Warschauer Paktes in die damalige Tschechoslowakei einmarschieren müssen, obwohl in der Slowakei hunderttausende von Ungarn lebten. Das bedeutete: gegen das eigene Volk kämpfen! Man erinnere sich: Der Niederlage im 1. Weltkrieg folgte der vernichtende Vertrag von Trianon, der Ungarn 60% seiner Bevölkerung und 76% seines Gebietes nahm. Kroaten, Rumänen, Tschechen und Serben beanspruchten ungarisches Gebiet. Dadurch wurden Millionen meiner Landsleute zur Minderheit im Ausland und schwere Konflikte waren vorprogrammiert. Wie die schrecklichen Ereignisse aus jüngster Zeit in Kroatien/Bosnien und Kosovo betr. Minderheiten beweisen, hat sich - seit meiner Flucht vor über dreissig Jahren - nicht viel geändert, und Russland, als einflussreiche Grossmacht, ist keineswegs vergessen.

Erschwerter Zugang zur Universität

Kálmán Molnárs Berufswunsch war es, Zahnarzt zu werden. Als Sohn eines ehemaligen Grundbesitzers (Enteignung von Grossgrundbesitz nach Ende des 2. Weltkrieges!) war ein Hochschulstudium nur schwer möglich. Volksdemokratie und späterer Sozialismus brachten es mit sich, dass der Zugang zu Universitäten vorwiegend den Arbeiter- und Bauernsöhnen und -töchtern vorbehalten war. Nach dem Gymnasium musste er zuerst ein Jahr in der Industrie arbeiten, um die Aufnahmeprüfung dennoch absolvieren zu dürfen. Sein Gesuch wurde, vermutlich aus politischen Gründen, abgelehnt. Ein Jahr vor der Matur hatte er an der Studentenbewegung in Budapest teilgenommen, die am 23.10.56 zur Revolution führte. Seither figurierte er auf der schwarzen Liste. Dank seinen Beziehungen als Liga-Fussballer konnte er immerhin eine Ausbildung als Zahntechniker beginnen.

Neue Chancen in der Schweiz

Dreissig Lebensjahre lagen bereits hinter ihm, als ihn die Entwicklung in der Tschechoslowakei dazu bewog, von einer Auslandsreise nicht mehr in sein Heimatland zurückzukehren.

Im April 1969, an einem typischen Regenwetter-Sonntag bin ich in Uster angekommen. Für eine Woche konnte ich bei einem Freund wohnen, mit dem ich schon in Ungarn Fussball gespielt hatte und der seit zwei Jahren in Uster lebte. Mein Freund war Bankangestellter sowie Trainer und Spieler in der firmeneigenen Fussballmannschaft. Bereits am ersten Tag sah ich einem Firmenmeisterschaftsspiel auf dem Sonnenberg zu. Mein Freund stand im Tor, und dank ihm durfte ich bereits in der folgenden Woche am Training teilnehmen.

Eigentlich hatte ich eine Dreiländer-Reise gebucht, die mich von Österreich aus über die Schweiz nach Italien führen sollte. Aber nebst der Gelegenheit, wieder Fussball spielen zu können, fand ich das Stadtpanorama vom Sonnenberg derart überwältigend, dass ich

mich spontan zum Hierbleiben entschied. Durch die im Nu in der Mannschaft gewonnenen Kollegen hatte ich keinerlei Schwierigkeiten, mich hier zu integrieren.

Über meinen Freund fand ich bald eine Stelle bei der Bank. Es ergab sich auch die Gelegenheit, jeweils abends nach der Bürozeit in einem zahntechnischen Labor zu arbeiten, um die hiesige Technologie kennenzulernen. Mein Ziel war, baldmöglichst in meinen gelernten Beruf als Zahntechniker zurückzukehren. Nach zwei Jahren war es soweit, und drei Jahre später auch der Weg zur Selbständigkeit geebnet. Nach diesen fünf Jahren fühlte ich mich in der Schweiz nicht mehr fremd. Das verdanke ich nicht zuletzt einer heimatverbundenen Schweizerin, die ich in dieser Zeit kennenlernte. Sie war es, die wesentlich zu meinem Verständnis für die einheimische Mentalität beitrug. Denise wurde 1980 meine Frau. Zwei Jahre später erhielt ich das Schweizer Bürgerrecht.



*Juni 1982: endlich wieder auf heimatlichem Boden in Budapest
(mit dem Parlamentsgebäude im Hintergrund).*



Denise und Kálmán Molnár bei ungarischen Freunden in Uster.

Inzwischen ist Kálmán Molnár seinem ehemals beruflichen Traum recht nahe. Vor einem Jahrzehnt schloss er an der Universität Zürich seine Ausbildung zum Zahnprothetiker ab und arbeitet seither in der eigenen Praxis in Dübendorf. Er ist glücklich, in der Schweiz bzw. in Ebmatingen eine zweite Heimat gefunden zu haben. Doch wie steht er, nach so langer Zeit, seinem Herkunftsland gegenüber?

Meine Beziehung zu Ungarn ist heute unbelastet, nicht zuletzt deshalb, weil auch meine Frau mein Land - das wir inzwischen jährlich besuchen - sehr liebt.

Kálmán Molnár

(Kursivtext: Silvia Orlando Akagi)

Bilder: zvg.

Die Heimat ist fern und nah zugleich



Aus Mauritius stammt Silvio Calen, der die Bewohner des Zollingerheimes seit dessen Eröffnung im Jahre 1983 kulinarisch betreut. Er ist als Jüngster von vier Geschwistern in Port Louis aufgewachsen, in der Hauptstadt der ca. 1'865km² grossen, von Korallenriffen umgebenen Insel im südwestlichen Teil des Indischen Ozeans. Das Floraparadies wird von über einer Million Indo-Mauritianern, Kreolen (Nachkommen aus europäischer und afrikanischer Verbindung) und Sino-Mauritianern (Chinesen) bevölkert. Die gemeinsame Sprache ist Kreolisch; Amtssprache und die im Schulunterricht gebräuchlichste Sprache ist jedoch Englisch. Französisch wird in sämtlichen Schulen als Fremdsprache gelehrt und hat sich als Umgangssprache vor allem in der gebildeten Schicht durchgesetzt. Der grösste Arbeitgeber von Mauritius ist die Zuckerindustrie, denn über 90% des bebaubaren Landes ist von Zuckerrohr bedeckt.

Zeiten der Arbeitslosigkeit

Silvio Calens Vater war Chefmechaniker in einer Zuckerrohrfabrik und für die Wartung der Traktore und Lastwagen zuständig, die jeweils während der Erntezeit im Juli zum Transport von Zuckerrohr dienten. Die Mutter kümmerte sich um den Haushalt und die Kinder, zwei Mädchen und zwei Knaben. Silvio wuchs als Jüngster auf. Alle Geschwister konnten die Schule besuchen, sein Bruder studierte in England weiter. Dessen Studium hatte jedoch zuviel Geld gekostet, so dass nach der Mittelschule für Silvio und die andern keine finanziellen Mittel mehr für die Weiterbildung an einer Hochschule vorhanden waren. Zudem hatte damals die Zahl der Arbeitslosen auf 25 - 30% zugenommen, so dass es für junge Menschen keine Zukunftsperspektiven gab. Schon seine Schwester hatte es daher vorgezogen, ihr Glück im Ausland zu versuchen. Sie fand eine Stelle in Rom und lernte dort ihren zukünftigen Mann kennen, mit

dem sie dann in die Schweiz zog. Silvio schrieb seiner Schwester und bat sie, sich um eine Stelle für ihn zu kümmern. In einem Aargauer Spital wurde ein Küchenbursche gesucht. Silvio war nicht wählerisch, Hauptsache, er hatte Arbeit! So reiste Silvio Calen 1973 in die Schweiz ein.

Obwohl er – dank seiner Herkunft – mehr als eine Sprache beherrschte, hatte er anfänglich Kontaktschwierigkeiten, denn in Deutsch konnte er sich nicht unterhalten. Dank intensivem Unterricht änderte sich dies bereits nach sechs Monaten, und damit war ihm ein halbes Jahr später der Weg zu einer Lehre als Koch geebnet, die er am gleichen Arbeitsort absolvieren konnte. «Der Schlüssel zur Kommunikation ist die Sprache, dann gibt es keine Probleme», meint Silvio Calen. Fremdenfeindlichkeit ist er eigentlich nie begegnet: «Ich merke schon, wenn Leute keinen Kontakt wollen. Die sind dann weit weg und ich bin auch weit weg.»



Silvio (r.) mit seinem Bruder Gerard vor dem elterlichen Haus.

Acht Jahre lang arbeitete er in der Aargauer Spitalküche. Anschliessend hätte er gerne die Hotelfachschule in Genf besucht, musste jedoch enttäuscht feststellen, dass er sich diese kostspielige Ausbildung nicht leisten konnte. In Horgen fand er eine neue Stelle als Koch. Dort schloss er mit Mirjana den Bund der Ehe. Er hatte sie während seiner Aargauer Zeit kennen gelernt, als die junge Jugoslawin bei ihrer Tante, einer Arbeitskollegin von Silvio, in den Ferien weilte...

Familie und Arbeitsplatz als echtes Zuhause

Es war 1983, als ein Inserat eine neue Wende brachte: Die Eröffnung des Zollingerheimes stand bevor; ein Küchenchef wurde gesucht. Silvio Calen bewarb sich und erhielt die Stelle, die er auch heute noch innehat. Dass ihn seine Aufgabe befriedigt, dass er sich in unserem Land wohl fühlt, - dafür sprechen die Jahre, die Silvio Calen schon in der Küche des Alters- und Pflegeheimes waltet. Auch seiner Frau Mirjana gefällt es hier; sie liebt den Kontakt mit den betagten Menschen und hilft an den Wochenenden gerne im Heimbetrieb mit, derweil sich ihr Mann um die beiden Kinder kümmert, die inzwischen zur jungen Familie gehören: die 8-jährige Christelle und der 5-jährige Nicholas.

Die ersten Jahre im Ausland sehnte sich Silvio Calen oft nach der Heimat. Es gab damals keine direkten Flüge, und dass er sich die enorm teure Reise leisten konnte, war für ihn völlig unvorstellbar.



Urlaub in der Heimat. V.l.n.r.: Silvio Calen, Ehefrau Mirjana, Schwägerin Belinda mit Sohn Nicolas, Tochter Christelle, Bruder Gerard und der italienische Schwager Giovanni.

Während der Lehre verdiente er sehr wenig und nach Abzug der Bahnspesen zum Besuch der Berufsschule blieb fast nichts übrig. Es dauerte sechs lange Jahre, bis er seine Angehörigen und Mauritius wiedersah.

Heute ist Mauritius für Silvio Calen fern und nah zugleich. «So weit weg von hier, in Mauritius, denkt man an die Schweiz, die man nicht verlassen möchte. Ist man hier, denkt man an dort: wie es wäre, wenn... Ein zwiespältiges Gefühl. Die Menschen auf Mauritius sind vielleicht lebensfreudiger, zufriedener. Es gibt aber auch die ganz Armen, obwohl die Arbeitslosigkeitsrate inzwischen, dank Tourismus und Zuckerrohrindustire, fast auf Null gesunken ist.»

Über eine eventuelle Zukunft auf Mauritius hat Silvio Calen wohl öfter nachgedacht und mit seiner Frau lange und eingehend diskutiert; beide haben sich fürs Bleiben entschieden. Nicht zuletzt ihrer Kinder wegen; sie sollen hier zur Schule gehen. Für Silvio Calen ist letztlich seine Familie und sein Arbeitsplatz bei uns längst sein Zuhause, wenn auch die Wehmut im Herzen nach dem heimatlichen Paradies bleibt. Wen wundert's? Schrieb nicht schon vor über hundert Jahren Mark Twain, dass vermutlich Mauritius vor dem Himmel geschaffen wurde - und erst nachher nach dessen Ebenbild der Himmel :

*You gather the idea
that Mauritius was made first,
and then heaven;
and that heaven was copied
after Mauritius.*

(Mark Twain. 1897)

Silvia Orlando Akagi

Bilder: zvg.



Flucht aus dem Kosovo

Ein Leben zwischen Hoffen und Bangen

Die Repressalien haben schon vor vielen Jahren begonnen. Der Hass auf die Verursacher sitzt tief. Trotzdem lieben sie ihre Heimat. Die Familie Cosa – Vater Fuad, Mutter Shkurte und die drei Kinder Albana, Rijeta und Arlind – flüchtete vor acht Jahren aus dem Kosovo in die Schweiz. Fast ausnahmslos fühlten sie sich willkommen. Wie das Gastland mit den Kosovo-Albanern umgeht, hängt weitgehend vom Geschehen in ihrer Heimat ab.

Unter dramatischen Umständen haben die Kosovo-Albaner inzwischen erhalten, wofür sie jahrelang gekämpft haben: Interesse für das, was sich in ihrer Heimat abspielt. Dass heute niemand mehr wegschauen kann, ist ihnen eine Genugtuung, auch wenn sie dafür einen hohen Preis zahlen mussten: auseinandergerissene Familien, verschleppte und getötete Männer, Frauen und Kinder und zerstörte Häuser.

«Seit ich mich zurückerinnern kann, sind wir unterdrückt worden», sagt der 1954 geborene Fuad Cosa. Sich selbst und seine Frau Shkurte zählt er zu einer verlorenen Generation. Er selbst hat, ausser einem Personalausweis, nie einen richtigen Pass besessen, der es ihm erlaubt hätte, nach Belieben ein- und auszureisen. Heute kann er sich Kosovo als Heimat für seine drei Kinder nur schwer vorstellen. «Die Kinder sind in der Schweiz aufgewachsen, sprechen mittlerweile besser deutsch als albanisch und kennen ihre Heimat, mit Ausnahme unserer ältesten Tochter Albana, nur noch aus unseren Erzählungen.» Fuad Cosa war in seiner Heimat Lehrer. Bereits früh schloss er sich der Unabhängigkeitsbewegung in Pristina an. Wegen seiner politischen Tätigkeit war er zweimal in Haft, nämlich 1981 für zwei Monate wegen der Teilnahme an einer Demonstration, verbunden mit einem vierjährigen Arbeits- und Studienverbot, sowie 1989

wegen Auskünften an eine ärztliche Kommission aus Helsinki. 1990 verlor er seine Arbeitsstelle als Lehrer, weil er sich geweigert hatte, nach serbischem Lehrplan zu unterrichten. Am 13. Dezember 1990 wurden alle albanischsprachigen Schulen geschlossen. Die Weiterführung des Unterrichts, zum Beispiel in Privathäusern, war illegal, die Lehrpersonen mussten mit einer Verhaftung rechnen. Schüler und Lehrer hatten sich ohne Widerrede dem serbischen Lehrplan unterzuordnen.

Flucht quer durch Europa

Im Mai 1991 erhielt Fuad Cosa ein Aufgebot in die serbische Armee – 1992 brach der Bosnienkrieg aus. Der mittlerweile dreifache Familienvater leistete der Vorladung keine Folge. Daraufhin wurde er von der Militär- und Zivilpolizei gesucht. Im Juni 1991 wurde sein Haus in Obranc Podujev – ein Dorf, das etwa 40 Kilometer nördlich von Pristina liegt – umstellt, doch er konnte rechtzeitig fliehen. «Das war der Zeitpunkt, wo ich Ju-



Der Heimatort der Familie Cosa ist Obranc Podujev. Das liegt etwa 40 Kilometer nördlich von Pristina, nahe der Grenze zu Serbien. Ihr Haus und die ganze Umgebung wurden zerstört.

goslawien verlassen wollte», sagt Fuad Cosa rückblickend. Bis in den Herbst hinein hielt er sich noch bei Bekannten und Verwandten versteckt und verliess am 10. November 1991 seine Heimat. Zu Fuss überquerte er die Grenze nach Mazedonien, wo zwei Brüder ihn erwarteten und per Auto zur bulgarischen Grenze fuhren. In Bulgarien liess er sich einen gefälschten Reisepass anfertigen und reiste über Rumänien und Österreich in die Schweiz ein. Auf die Frage, ob er denn in der Schweiz jemanden gekannt habe, meint Fuad Cosa: «Nein, damals habe ich niemanden in der Schweiz gekannt. Ich hatte nur die Stadt Genf als Sitz der Vereinten Nationen im Kopf und dachte mir, dass dort Leute aus aller Welt zusammenkommen.»

Für die zurückgebliebene Shkurte Cosa mit ihren drei Kindern wurde das Leben unerträglich. Zu allen Tages- und Nachtzeiten erschien die Polizei in ihrem Haus und fragte, wo ihr Mann sei. Die damals erst 29jährige Frau bekam auch beruflich Probleme. Shkurte Cosa hatte ihren Mann während ihrer Ausbildung zur Primarlehrerin in Pristina kennengelernt. Ihren Beruf konnte sie nur kurze Zeit ausüben; sie arbeitete in der Folge als Teilzeitangestellte in einer Computerfirma. Da sie sich nach dem Verschwinden ihres Mannes gegenüber der serbischen Behörde wenig kooperativ zeigte, wurde ihr kurzerhand gekündigt. «Mein Schwiegervater hat dann alles in die Wege geleitet», sagt Shkurte Cosa. Zusammen mit ihren Kindern fuhr sie Anfang 1992, also nur wenige Monate nach ihrem Mann, mit einem Reisebus in die Schweiz. Die Familie verbrachte mehrere Wochen in Kreuzlingen, St. Gallen und Amden, bevor sie in eine der Asylantenunterkünfte in Aesch einquartiert wurde.

Ein Neubeginn – aber für wie lange?

Wie können wir uns am besten integrieren, wie können wir unseren Kindern ein gutes Umfeld schaffen? Solche und ähnliche Fragen beschäftigten die Eltern bereits kurz nach ihrer Ankunft in Aesch. «Endlich hatten wir einmal Ruhe», sagt Fuad Cosa rückblickend. Sein Ziel war es, möglichst bald eine Arbeit zu finden und von der

Fürsorge unabhängig zu werden. Auf die Frage, wie sie in den Asylantenunterkünften zurecht gekommen seien, erklären beide, das sei eigentlich nie ein Problem gewesen. Einige Male wäre es zwar schon recht eng geworden, aber man habe sich immer irgendwie arrangieren können. Nach einer kurzen Ruhepause im Sommer 1992 kehrte die Angst zurück. Im November des gleichen Jahres lehnte nämlich das Bundesamt für Flüchtlinge (BFF) das Asylgesuch der Familie ab und wies sie aus der Schweiz weg. Weil der Vollzug der Wegweisung damals als nicht zumutbar erschien, ordnete das BFF, gestützt auf den Beschluss des Bundesrates vom 18. Dezember 1991, die vorläufige Aufnahme an. Die Familie verbrachte die letzten Jahre zwischen Hoffen und Bangen. Weitere Gesuche um eine Aufenthaltsbewilligung und ein Rekurs wurden abgewiesen. Im Januar 1999 setzte die Fremdenpolizei des Kantons Zürich den Gesuchstellern eine Frist von drei Monaten, die Schweiz zu verlassen. Dann kam der Krieg im Kosovo, und alle Asylsuchenden durften nicht mehr ausgeschafft werden. Mittlerweile hat die Familie Cosa einen auf asylrechtliche Fragen spezialisierten Anwalt beigezogen. Ob sie mit ihm aber den langersehten Erfolg haben wird, ist noch ungewiss.

Shkurte und Fuad Cosa sind in all den Jahren, in denen sie in der Schweiz leben, nicht untätig geblieben. Obwohl das Betätigungsfeld für Asylsuchende sehr eingeschränkt ist, arbeiten beide seit mehreren Jahren regelmässig. Fuad Cosa fand relativ schnell Arbeit in den Küchen verschiedener Restaurants und ist seit rund zwei Jahren als Küchenhilfe im Zollingerheim beschäftigt. Auch seine Frau arbeitet seit fünf Jahren als Hausdienst-Angestellte im Zollingerheim. «Ich bin froh, überhaupt eine Arbeit gefunden zu haben», sagt Fuad Cosa, «für mich wäre es sehr schwierig, den ganzen Tag untätig zu Hause bleiben zu müssen.» Seit sieben Jahren erhält die fünfköpfige Familie keine Unterstützungsleistungen mehr und seit drei Jahren kann sie sich eine hübsche 4-Zimmer-Wohnung in Aesch leisten.

Die Kinder sind in jeder Beziehung integriert. Die beiden jüngeren, Rijeta und Arlind, besuchen seit Beginn der Schulpflicht die hiesigen Schulen. Sie sprechen Schweizerdeutsch, und alle drei sind in ver-

schiedenen Sportvereinen und in der Pfadi aktiv. Eine Wegweisung zum heutigen Zeitpunkt wäre insbesondere für die Kinder sehr hart. Und Shkurte Cosa, was sagt sie dazu? «Vielleicht müssen wir gehen, vielleicht dürfen wir bleiben. Es steht noch offen. Die Kinder haben in der Schweiz eine Heimat gefunden und Wurzeln geschlagen.»



Die Eltern Shkurte und Fuad Cosa mit ihren Kindern Albana, Arlind und Rijeta (v.l.n.r.).

Trotzdem bekennt sie, oftmals unter Heimweh zu leiden. «Wenn ich weiss, dass in Kosovo ein Fest gefeiert wird, fühle ich mich traurig und einsam.» Sie hat ihre Familie, ihre Eltern, Schwestern und Brüder seit vielen Jahren nicht mehr gesehen und sie möchte, dass ihre Kinder stolz darauf sind, Albaner zu sein. Das Image ihrer Landsleute als Kriminelle macht ihr zu schaffen, obwohl ihr klar ist, dass die straffälligen eben die hierzulande auffälligen Kosovo-Albaner sind. Der Kriegsausbruch war für die Familie schlimm. Einerseits freute

sie sich über den Einsatz der Nato, andererseits sorgte sie sich um die Familie in Kosovo. Viele Wochen vergingen, bevor sie Bescheid erhielt, in welche Gegend Eltern, Brüder und Schwestern vertrieben worden waren, und ob sie überhaupt alle noch lebten. Ihr Haus in Obranc Podujev ist zerstört, ebenso die Umgebung. Shkurte Cosas jüngster Bruder, der sich seit einiger Zeit in der Schweiz aufhält und einen Teil der Kriegsgräuel miterlebt hat, möchte wieder in seine Heimat zurückkehren. Fuad Cosa hingegen sieht für sich und seine Familie keine Zukunft im Kosovo. Ein Fremder im eigenen Land? «Ja, so könnte man es wohl bezeichnen», meint er, «ich bin schon zu lange weg von zu Hause und habe mich verändert... meine Familie hat sich verändert.»

Suzanne Lüthi

Bild S. 49: zvg.

Bild S. 52: Suzanne Lüthi.



Lebensabend in der Schweiz

Wie kommt es, dass sich ein Mensch erst mit 77 Jahren zum Auswandern entschliesst? Fulgencia Bühler-Sánchez hat den grossen Schritt getan. Blenden wir zurück:

Fulgencia Sánchez wurde 1915 im südparaguayischen Encarnación geboren und wuchs dort mit fünf Geschwistern auf. Ihre Eltern waren in der glücklichen Lage, ihren Kindern eine gute Ausbildung zukommen zu lassen. Fulgencia wurde Lehrerin.

Der Schüler aus der Fremde

In den dreissiger Jahren liess sich ein junger Luzerner in Encarnación nieder. Aus beruflichen Gründen wollte sich der fremde Kaufmann - Karl Hermann Bühler hiess er - bald in Spanisch verständigen können. Er erkundigte sich nach einem geeigneten Sprachlehrer, und kam zu Fulgencia Sánchez. Eine schicksalsträchtige Begegnung: Nicht nur lernte er «muy rápido», denn Carlos, wie er inzwischen genannt wurde, verliebte sich auch noch in seine junge Lehrerin. 1938 heirateten die beiden und blieben vorerst in Encarnación. Als die politische Lage zunehmend prekärer wurde und es immer wieder zu Revolutionen kam, beschloss das junge Paar, sich in den Nordosten von Argentinien zurückzuziehen. Fulgencia und Carlos fanden in Oberá, einer Stadt in der Provinz Misiones, eine neue Heimat. Dort bauten sie ihr Haus, dort kam Rosita und zehn Jahre später Carlos Francisco zur Welt. Die Kinder wuchsen in Oberá auf und besuchten die Primarschule. Vater Bühler machte sich mit einem Exportgeschäft für landwirtschaftliche Produkte selbständig.

Inzwischen war Juan Perón an der Macht. Durch seine kühnen wirtschaftlichen und sozialen Reformen wurde Argentinien ein krisengeschütteltes Land. Erst nach Peróns Rücktritt (Sept. 55) stabilisierte sich die politische Situation allmählich. Rosita besuchte die höheren

Schulen in einem Internat in Buenos Aires und wurde Kindergärtnerin. Carlos Francisco studierte später Sprache am englischen College der argentinischen Hauptstadt.

Die Ausbildung von Rosita und Carlos Francisco lag Vater Bühler sehr am Herzen. Für ihn war es eine Selbstverständlichkeit, dass die Kinder seine Sprache und die europäische Mentalität kennenlernten, denn sie sollten eines Tages in der Schweiz weiterstudieren.

Rosita entschloss sich für ein Sprachstudium in Luzern und siedelte sich definitiv in der Schweiz an. Hier fühlte sie sich wohl. Wenn ihr auch einige Arbeitskolleginnen mit Fremdenfeindlichkeit begegneten, akzeptierte sie dies im Wissen um ihre Herkunft, um die Heimat ihrer Mutter.

Nach seinem Studium der Betriebswirtschaft an der Handelshochschule St. Gallen blieb Carlos Francisco ebenfalls in der Schweiz und arbeitete sieben Jahre in Basel, bevor er nach Lateinamerika zurückkehrte und später in Sao Paulo eine deutsche Frau («...eine wunderbare Partnerin!») heiratete.

Allein! Was nun?

1972 verstarb Fulgencia Bühlers Mann. Plötzlich stand sie allein da und musste sich fortan um den Betrieb kümmern. Eines Tages verlor sie auf dramatische Weise auch ihr Hab und Gut:

Es war Nacht und sie schlief bereits; da wurde sie durch die Rufe ihrer Nachbarn aufgeschreckt. Durch einen Kurzschluss war Feuer im Lager ausgebrochen, das sich in einem Teil des Wohnhauses befand. Fast alles wurde zerstört. Danach litt Fulgencia Bühler monatelang an Schlaflosigkeit. Die Bilder des Grossbrandes verfolgten sie ständig. Zudem machte sich ihre Arthrose, an der sie seit jungen Jahren litt, zunehmend bemerkbar.



Einblick in die Stadt Oberá.

Rosita und Carlos Francisco sorgten sich um ihre Mutter, lebten sie doch beide zu weit von ihr entfernt. «Was willst du dort noch?» fragte die Tochter, welche inzwischen in Ebmingen Fuss gefasst hatte. «Wie wär's, wenn Du hierher kommen würdest?» Fulgencia Bühler überlegte lange. Ihr Mann hatte eigentlich gut vorgesorgt und stets auch Krankenkassen- und Versicherungsprämien in der Schweiz einbezahlt. Ausserdem war ihr sein Land längst nicht mehr fremd, jährlich hatten sie und ihr Mann dort gerne ihren Urlaub verbracht, und seit ihre Tochter in der Schweiz lebte, noch lieber. Das grösste Problem würde die Verständigung sein. Ihre Kenntnisse der deutschen Sprache waren nur bescheiden, obwohl ihr Mann mit den Kindern stets schweizerdeutsch gesprochen hatte. Rosita aber wollte sie in der Nähe wissen, wenn auch ihre kleine Wohnung in Ebmingen zu wenig Platz für einen dauernden Aufenthalt bot. Sie sah sich um und fand eine offene Türe im Zollingerheim. Vom dortigen Ambiente angetan, überzeugte sie ihre Mutter. Zwar beanspruchten die Formalitäten noch einige Zeit, doch eines Tages war es soweit.

Im Zollingerheim eine Heimat gefunden

Mit zwei Koffern - ihre ganzen Habseligkeiten fanden darin Platz - landete Fulgencia Bühler-Sánchez im Frühling 1992 in Kloten. Ihre

Tochter hatte veranlasst, dass sie erst ins Universitätsspital konnte, um ihre Arthrose behandeln zu lassen. Nach einem Kuraufenthalt in Vals zog sie im Zollingerheim ein.

Nur wenige Jahre später schlug das Schicksal nochmals heftig zu. Ihre Tochter Rosita starb am 3. März 1998 unerwartet an den Folgen einer Routineoperation. Ihretwegen war sie hergekommen, nun blieb ihr nur noch der Sohn, und der lebte inzwischen im fernen Mexico. Sie flog hin. Wohl hätte sie ganz zu ihm ziehen können. Aber durch seine Stellung in einer europäischen Firma musste er mit ständigen Wohnortswechseln rechnen. Diese Strapazen wollte er seiner betagten Mutter nicht zumuten. Fulgencia Bühler entschied sich, im Zollingerheim zu bleiben. Wenn auch der Verlust ihrer Tochter eine zu grosse Lücke hinterliess, da fühlte sie sich inzwischen zu Hause.

Auf die Fragen, wie sie mit der Schweizer Mentalität und unserem Klima zurechtkomme, antwortet Fulgencia Bühler: «Hier ist es familiär, Herr Schmocker und seine Frau sind gute Menschen. Ich habe meinen Arzt, die Krankenschwestern. Allen hier liegt unser Wohl am Herzen. Was kann ich mehr verlangen? Das Klima ist natürlich etwas zu rauh und schlecht für meine Arthrose, aber die Mentalität und die kulturelle Vielfalt entsprechen mir. Langweilig wurde es zwar auch in Argentinien nie, obwohl es damals in Misiones nichts gab, kein Kino oder sonst einen Ort, an den man



Fulgencia Bühler, im Juli 1999 in Flims.

gehen konnte. Wir reisten aber häufig, lasen und diskutierten unendlich viel. Das soziale Leben fand zu Hause statt; wir hatten oft Gäste. Unter ihnen gab es auch viele Schweizer, denn mein Mann kümmerte sich sehr um diejenigen, welche neu in Argentinien waren, und half ihnen bei allen Formalitäten, die die komplizierte Bürokratie mit sich brachte. Durch ihn und meine unzähligen Beziehungen zu seinen Landsleuten, wie auch die vielen Aufenthalte hier, wurde mir die Schweiz schon früh zur zweiten Heimat. Zudem konnte ich mich gut assimilieren, weil meine Tochter hier lebte. Das einzige Problem war anfänglich die Sprache. Es kommen mich jedoch regelmässig südamerikanische Freundinnen besuchen. Inzwischen verstehe ich das Notwendigste und verbringe meine Zeit auch mit Schweizerinnen.»

Ganz aufmerksame Gastgeberin sitzt mir Fulgencia Bühler-Sánchez in ihrem behaglich eingerichteten Appartement gegenüber. Eine Frau, die den grössten Teil ihres an Hochs und Tiefs reichen Lebens hinter sich hat. Ist es die Weisheit des Alters, dass sie dankbar annehmen weiss, was ihr die Gegenwart bietet, statt sich hadernd mit Schicksalsschlägen anzulegen? Nun, heute ist Fulgencia Bühler-Sánchez nicht mehr ganz ohne Familie hier: Die zwei älteren Töchter ihres Sohnes besuchen derzeit das Internat in Zuoz. Nach und nach zieht es wohl auch ihre anderen Enkel her, und später - wer weiss? Sie ist ja inzwischen nicht nur vierfache Grossmutter, sondern bereits auch zweifache Urgrossmutter!

Silvia Orlando Akagi

Bilder: zvg.

Vom Klischee zur neuen Heimat

Eine Nigerianerin mitten unter uns - in Binz.

Vor zwanzig Jahren war die Schweiz für Ruth Balami Müller ein kleines Land irgendwo in Europa, das durch Klischees wie Geld - Banken, Kühe - Milch - Schokolade, hohe Berge ... von sich reden machte. Sie lebte in den USA. Heute ist Binz ihre neue Heimat geworden. Binz: ein kleines Dorf in einer Gemeinde nahe Zürich. Wie kam es dazu?

Es begann anfangs der siebziger Jahre. Ruth Balami verbrachte ihre Kindheit und Jugend in Nigeria als Spross einer seit mehreren Generationen christlichen Familie. Getauft worden war sie auf den Namen ihrer Grossmutter, einer christlichen Missionarin. Ruth Balami war damals Schülerin einer von Amerikanern geführten Missi-



In diesem Haus in Nigeria wuchs Ruth Balami auf.

onsschule in einer Stadt mitten in Nigeria. In dieser High School tauchte 1971 aus der Schweiz plötzlich der frischgebackene Jurist Heinrich Müller auf. Er war von christlichen Sprachforschern nach Nigeria eingeladen worden. Heinrich lernte Ruth an der Schule kennen, reiste dann aber weiter zum Volk der Mumuje im Nordosten Nigerias, wo die Sprachforscher die Bibel auf Mumuje übersetzten.



Ruth Balamis Grossmutter, eine christliche Missionarin in den USA.

Szenenwechsel: Drei Jahre später lehrte derselbe Heinrich als Dozent der Rechte an einer Universität in Nigeria. Er stiess dabei auf einen jungen Kollegen namens Balami, den Bruder von Ruth. Diese lebte mittlerweile in den USA bei ihrer Grossmutter und genoss dort die besseren Schul- und Ausbildungsmöglichkeiten. Insgesamt blieb sie 20 Jahre im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Nigerianerin und der Schweizer nahmen ihre früheren Kontakte wieder auf und intensivierten sie.

Der Dialekt als erste Hürde

Erneuter Szenenwechsel: 1993. Heinrich Müller ist Moderator und Auslandredaktor des Schweizer Fernsehens geworden. Ruth Balami kommt zu ihm in die Schweiz, die beiden heiraten in Chicago und

finden ein Häuschen in Binz. – Doch wie kann sich die Fremde jemals in diesem kleinen Dorf einleben, wie Zugang zu den Menschen finden, deren Dialekt sie nicht versteht? Mögen die Freunde ihres Mannes und die Nachbarn noch so lieb sein, der Anfang war sehr schwierig. Ruth leidet unter Heimweh nach der Familie in Nigeria, nach dem Sohn aus ihrer ersten Ehe in den USA.

Letzter Szenenwechsel: Sieben Jahre später ist das Problem der Sprache im Leben und Denken Ruth Balamis an den Rand gerückt. Ihre Deutschkenntnisse verbessern sich ständig: durch Kurse und prak-



Zu Besuch in Nigeria: Ruth Balami (2. von rechts) umgeben von ihrer Schwester, ihrer Mutter und ihrem Mann Heiri Müller (v.l.n.r.).

tisches Üben. Statt sich innerhalb der eigenen vier Wände zu verkriechen, fand sie ihren ersten Job in der Schweiz als Verkäuferin im Bodyshop an der Stadelhoferstrasse in Zürich. So versteht sie heute sogar den Dialekt fast mühelos und hat sich einen eigenen Bekannten- und Freundeskreis geschaffen. Doch nach wie vor erfordert das

Deutschsprechen Energie. Das Englische liegt ihr näher. Die meisten Gespräche - auch die mit ihrem Mann - sind ein Mischmasch aus zwei bis drei Sprachen.

Versteckte oder offene Fremdenfeindlichkeit

Ein zweites Problem freilich lässt sich nicht allein durch eigene Anstrengung aus der Welt schaffen: In Nigeria gehörte Ruth Balami zur



So wäre Ruth Balami heute gekleidet, lebte sie noch in Nigeria.

schwarzen Mehrheit. Den Umgang zwischen den auch dort verschiedenen Rassen empfand sie als offen. Diese Erfahrung hatte sie bereits als Schülerin gemacht - als anfangs einzige Schwarze unter 800 Weissen. Sie erlebte keine Apartheid wie in Südafrika. Und später, im Völkergemisch der USA, war sie auch als Afrikanerin integriert. Aber schon in den USA musste Ruth lernen, sich als schwarze Frau zu verteidigen. Diskriminierung war auch dort kein Fremdwort. Ruth musste mehrmals ihre Rechte mit Hilfe der Polizei durchsetzen.

Und nun in der Schweiz?

Auch wenn die gebürtige Nigerianerin mittlerweile eingebürgert ist, fühlt sie sich als Farbige oft im Abseits, sie kommt sich ausgegrenzt vor. Solche Vorbehalte deutlich zu formulieren, scheut sich die Öffentlichkeit allerdings,

und in Begleitung ihres Mannes spürt Ruth Balami dies kaum. Doch sie sind da. Ebenso wie die Not, sich als schwarze Frau rechtfertigen zu müssen, die Not, beweisen zu müssen, dass man gebildet, intelligent, kultiviert ist. Der wachsenden Fremdenfeindlichkeit in der Schweiz kann sich auch Ruth Balami nicht entziehen. Sie hat mehr Angst als zuvor, allein in Zürich spazieren zu gehen.

Ihren eigenen Weg gefunden

Viel Zeit hat sie allerdings nicht dazu. Sie ist voll berufstätig. Die Teilzeitarbeit im Bodyshop hatte ihr Freude gemacht. Ausser der Sprache hatte sie die Mentalität der Menschen kennengelernt, ihr Selbstbewusstsein stärkte sich, sie knüpfte eigene Kontakte, sah neue Möglichkeiten, um weiterzukommen, studierte Stelleninserate, nahm, als sie die Chance gekommen sah, all ihren Mut zusammen – und wagte den Sprung in die Bank.

Sprachliche Probleme waren dieses Mal nicht zu erwarten, denn ihre Aufgabe wurde es, Auslandsgeschäfte, auch mit den USA, zu betreuen. Dabei kommen ihr die langjährigen Kenntnisse dieses Kontinents zugute. Die Geschäfts- und Umgangssprache auf der Bank ist Englisch, das internationale, weltoffene Arbeitsklima behagt ihr. ... Plötzlich haben Ruth Balamis Augen zu leuchten begonnen. Diesen beruflichen Erfolg kann sie allein sich selbst zuschreiben. Ohne die Unterstützung und den Namen ihres prominenten Mannes hat sie ihr Ziel erreicht. Als sie sich bewerben wollte, war Heinrich Müller skeptisch ob ihrer Unbefangenheit...

Binz – das neue Zu Hause

So ist Zürich für sie und ihren Mann der Ort geworden, an dem sie berufstätig sind, an dem viele ihrer Freunde wohnen, und dessen kulturelle Vielfalt sie begeistert. Eine Vielfalt, die Ruth Balami auch an der übrigen Schweiz zu schätzen weiss. Sie ist beeindruckt, wie

die Menschen der vier Landesteile hier auf engstem Raum mehrsprachig und - mehr oder weniger - friedlich zusammenleben und sich gegenseitig zu akzeptieren suchen, wie sie sich den Einflüssen aus anderen Landesteilen öffnen.

Mitten in dieser typisch schweizerischen Vielfalt liegt Binz, ihr neues Zu Hause. Dieses Dorf vor den Toren der Stadt, das sich einerseits bis in die Nacht hinein bequem mit dem öffentlichen Verkehr erreichen lässt und das anderseits im Grünen liegt. Nach der Arbeit geniesst es das Ehepaar Müller-Balami, gemeinsame Spaziergänge oder lange Wanderungen zu machen. In der körperlichen Anstrengung finden sie den Ausgleich zu ihrer meist sitzenden beruflichen Tätigkeit. In der Natur freuen sie sich an den Schönheiten um sie herum und sammeln neue Kräfte. Die gemeinsame Zeit ist allerdings rar.

Sie mögen Binz, dieses kleine Dorf, in dem sie sich von den Nachbarn freundschaftlich angenommen fühlen. Dieses wachsende, längst nicht mehr ländliche Dorf, für dessen Wohnlichkeit sie sich mitverantwortlich fühlen. Nur der zunehmende Verkehr und Lärm macht ihnen zu schaffen. Da möchten sie, dass das grosse Maur dem kleinen Binz hilft, damit es lebenswert bleibt. Doch aufs Ganze gesehen lebt Ruth Balami gerne in der Gemeinde Maur. Hierhin zieht sie sich aus dem Alltag zurück, hier hat sie zum dritten Mal eine Heimat gefunden. Ist sie für längere Zeit fort, leidet sie unter Heimweh nach Binz, spürt sie, dass sie in diesem kleinen Fleck in der Schweiz langsam Wurzeln schlägt.

Gisela Goehrke

Bilder: zvg.

Das alte und das neue Millennium

Wenn diese Zeilen erscheinen, wird die Menschheit vielleicht aufgetatmet haben. So jedenfalls lautete mindestens für die Schweiz vor ein paar Wochen schon die Prognose des Zumikers Ulrich Grete, Jahr-2000-Delegierter des Bundesrats. Wie viele andere auch, beschäftigte sich Grete vor allem mit den datumstechnischen Tücken des Jahres 2000 in einer Welt, die ohne Computer weder fliegen noch heizen noch Steuerrechnungen ausfüllen oder Nahrungsmittel verkaufen kann.

Wir wollten mehr wissen und suchten Wege, mit dem Millennium direkt ins Gespräch zu kommen. Aber mit welchem? Rückfragen bei Fachleuten ergaben sehr rasch, dass es nichts als fair ist, im Jahr 2000 sowohl das alte wie auch das neue Millennium einzuladen. Für das Interview stellte uns Ulrich Grete seine Beziehungen und seine Infrastruktur zur Verfügung.

Ich bin überrascht, liebe Millennien. Ich habe mir Euch nicht so ähnlich vorgestellt. Ihr gleicht ja einander wie ein Ei dem andern.

Beide spontan: «Das liegt in unserer Natur. Denn eigentlich sind wir reine Kopfgeburten. Alles, was es über uns zu sagen gilt, ist, dass wir die Zeitspanne von je 1000 Jahren umfassen. Erfunden hat uns der römische Mönch Dionysius Exiguus im Auftrag des Papstes im Jahr 525 nach Christi Geburt.»

Woher wusste denn der vor Eurer Erfindung, wann Christus geboren ist?

«Eben wusste er es nicht so genau. Es scheint, dass er sich um sechs oder sieben Jahre verrechnet hat. Ausserdem beging er einen fatalen

Fehler: Er legte die Geburt Christi ins Jahr 1, weil er die Null noch nicht kannte. Jetzt haben wir den Salat.»

Welchen Salat?

2. Jahrtausend: «Eigentlich müsste ich erst am nächsten Silvester abtreten, aber alle Welt hat mich schon verabschiedet. Wie der zehnte Finger zum Händepaar gehört, gehörte das Jahr 2000 doch ganz klar noch zu mir.»

3. Jahrtausend: «Das ist eben der Salat. Deshalb sprechen wir nicht mit jedem. Wir haben uns für Euch entschieden, weil Eure Ausgabe 2000 bis zum 2. Januar 2001, dem Erscheinungstag des Nachfolgebandes, Bestand hat. So muss ich nicht rechtfertigen, dass ich mich jetzt schon vorstelle.»

Blicken wir trotzdem etwas voraus und zurück. Wenn ihr Euch schon gleicht wie Zwillinge, unterscheidet Ihr Euch wenigstens in den inneren Werten? Immerhin hat das letzte Millennium noch Wunder gewirkt.



Wunder auch im 3. Jahrtausend? Das Blutwunder von Binz 1570.

2. Jahrtausend: «Du meinst die Geschichte von 1571 mit dem Löffel Blut, der aus der Speckbirne floss, welche die Sohnesfrau von Heinrich Trüb, Eichhörnchenstöberer in Binz, vom Baum pflückte und mit dem Messer öffnete?»

Ja, genau.

«Das wurde von den Medien aufgebauscht. Wahrscheinlich hat ein Kirchenmann die Wundertätigkeit Gottes aufzeigen wollen und die Geschichte deshalb einem Flugblatt-Produzenten geschildert. Hätte sie der Zürcher Chorherr Johann Jakob Wick nicht aufbewahrt, wüssten wir nichts mehr davon. Die Welt hat die Geschichte jedenfalls nicht gottesfürchtiger gemacht.»

3. Jahrtausend (schmunzelt): «So viel hat sich offenbar seither nicht geändert. Die Finderin selbst hat ja die Blutbirne nach dem Bericht einfach weggeworfen, weil sie der Sache nicht allzuviel Bedeutung zumass. Ich möchte mich deshalb auch nicht festlegen, ob Wunder definitiv der Vergangenheit angehören. Immerhin wäre das eine oder andere Wunder ganz nützlich.»

Aber das letzte Jahrtausend hat uns doch die moderne Wissenschaft, ein neues Bild der Welt, aufgeklärtes Denken gebracht. Es glaubt doch kein Mensch mehr an Wunder?

Beide wie aus einem Mund: «Das bezweifle ich in höchstem Masse. Wo die Menschen an sich und der Welt zweifeln, sind sie zum Wunderglauben bereit wie vielleicht noch nie. Sie lesen ja sogar dieses Interview.»

Ihr verweigert hartnäckig jede Aussage zu Euren inneren Differenzen. Dabei liegen die Unterschiede auf der Hand. Ist man etwas grosszügig mit den Zeiträumen, hat das 2. Jahrtausend mit dem Kirchenbau angefangen, das 3. nimmt seinen Aufstart mit dem Bau einer Sportanlage.

2. Jahrtausend: «In Maur wie anderswo hat eben alles seine Zeit. Aber ich bleibe dabei, dass das mit mir eigentlich nichts zu tun hat, umso mehr aber mit der eigenartig kurzen Wahrnehmung von Euch Menschen. In einem hast Du vielleicht Recht: Es sieht gegenwärtig nicht so aus, dass die Kirche noch einmal vergrössert werden müsste.»

3. Jahrtausend: «Das könnt Ihr ruhig offen lassen, lass Dich jetzt nur nicht anstecken. Seht, wir haben ja noch unseren älteren Vorgänger, das erste Jahrtausend. Und seit einer menschlichen Generation weiss man, dass die Maurmer Kirche in dessen Schoss entstanden ist, auch wenn das römische Mauerwerk, auf dem es ruht, wohl anderen Zwecken gedient hat. So wird ganz sicher weiterhin eins auf das andere gebaut werden.»

Einverstanden. Aber jetzt seid Ihr etwas naiv: Es geschieht doch dabei etwas, es verändert sich etwas.

2. Jahrtausend: «Natürlich ist alles immer im Fluss, das wusste man übrigens schon, bevor es uns gab. Aber sag mir ehrlich: Kannst Du eine Richtung oder ein Ziel der Veränderung erkennen?»

3. Jahrtausend: «Das liegt nun definitiv ausserhalb meiner Fähigkeiten. Dafür bin ich zu jung und zu kurz. Aber wenn ich Euch Menschen etwas entgegenkommen soll, will ich es mit einer Behauptung versuchen. Mit meinem Antritt wird es bald soweit sein, dass jeder von Euch Menschen jeden andern in Sekundenschnelle erreichen kann - dank Euren Handys, Computern etc. Sogar die Gemeindeverwaltung Maur wird bald per Internet in Burkina Faso, Hongkong oder Buenos Aires präsent sein. Ich will mich wirklich nicht festlegen, aber vielleicht zeigt diese Entwicklung eine Richtung an. Werden damit nicht Grenzen gesprengt? Zwingt das Euch nicht, die rassistischen, religiösen oder nationalen Vorurteile endgültig abzugeben, um die Ihr ständig Kriege geführt habt?»

Das tönt verlockend, aber jetzt werde ich stutzig. Immerhin gibt es kluge Menschen, die gerade deshalb befürchten, dass die Konflikte zwischen den Kulturen sich zuspitzen werden. Grenzen und Abgrenzungen geben eben auch Sicherheit und Geborgenheit.

3. Jahrtausend: «Ich hätte mich doch nicht soweit hinauslehnen sollen. Vielleicht habe ich mich durch die Beiträge in diesen Neujahrsblättern verführen lassen.»

2. Jahrtausend: «Ich glaube auch, dass es Zeit ist, das Gespräch zu beenden. Es ist ja ganz nett, mit Euch zu plaudern, aber wir haben uns jetzt weit genug auf die Äste des Birnbaums hinausgewagt.»

So wollt Ihr Euch einfach davonstehlen? Gebt mir wenigstens ein Schlusswort.

2. Jahrtausend: «Wenn es denn unbedingt sein muss. Ich habe befürchtet, dass man von mir so etwas noch erwartet. Schau mich also nochmals an. Was siehst Du? Richtig, nichts als eine lange Hülse. Jetzt ist sie voll – ein praller Sack. Was drinnen ist, habt Ihr Menschen eingefüllt. Was erkennst Du? Genau, Ihr werdet auch für die Füllung des nächsten Sackes selber verantwortlich sein.»

Sagte es und entschwand.

Walter Bernet

Abb. S. 66: Illustration aus: «Die Wickiana.» Johann Jakob Wicks Nachrichtensammlung aus dem 16. Jahrhundert, hrsg. von Matthias Senn, Raggi Verlag Küsnacht, 1975.

Maurmer Chronik 1998/1999

Gemeindeversammlungen der politischen Gemeinde, der Kirchgemeinde und der Schulgemeinde.

(in chronologischer Reihenfolge)

Am 7. Dezember 1998

Gemeindeversammlung (anwesend 157 Stimmberechtigte)
Folgende Geschäfte werden genehmigt:

Politische Gemeinde und Schulgemeinde (gemeinsame Anträge)

- Erstellung eines Wärmeverbunds Zollingerheim-Schulanlage Aesch mit bivalenter Holzschnitzel-/Oelfeuerung;
der Objektkredit wird mit Fr. 359'000.- der Investitionsrechnung der Politischen Gemeinde und mit Fr. 340'000.- der Investitionsrechnung der Schulgemeinde belastet.
- Erstellung einer bivalenter Wärmeerzeugung mit Erdsonden und Oelheizung im Heizverbund zwischen Schulanlage Pünt und Gemeindeligenschaft Zürichstrasse 10, Maur;
der Objektkredit wird mit Fr. 304'400.- der Investitionsrechnung der Politischen Gemeinde und mit Fr. 271'600.- der Investitionsrechnung der Schulgemeinde belastet.

Politische Gemeinde

- Genehmigung der Bauabrechnung für den Ausbau der ARA Maur;
Baukredit Fr. 1'360'000.-; Abrechnung Fr. 1'394'200.-.
- Einrichtung einer Wohnung für Pflegebedürftige (5 bis 8 Personen) in der privaten Wohnsiedlung «Schützenwis», Maur,

und Bewilligung eines jährlich wiederkehrenden Kredits von Fr. 220'000.– auf 10 Jahre für den Betrieb.

- Projekt und Objektkredit von Fr. 265'000.– für die Quellableitung Stuelen-Aschbach.
- Festsetzung des Voranschlags 1999 und des Steuerfusses des Politischen Gemeindegutes auf 36% (1998: 37%) des voraussichtlichen einfachen Staatsteuerertrages.

Schulgemeinde

- Festsetzung des Voranschlages 1999 und des Steuerfusses auf 47% (1998: 48%) des voraussichtlichen einfachen Staatsteuerertrages.
- Erwerb von Land an der Gassacherstrasse, Binz, zu Fr. 700.-/m², resp. zum Gesamtpreis von Fr. 1'898'400.–.

Am 10. Dezember 1998

Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde (anwesend 24 Stimmberechtigte)

Der Voranschlag für das Jahr 1999 des Kirchengutes wird genehmigt und der Steuerfuss unverändert auf 10% des voraussichtlichen einfachen Staatssteuerertrages festgesetzt.

Am 22. März 1999

Gemeindeversammlung (anwesend 108 Stimmberechtigte)

Die Versammlung der Gemeindebürger
beschliesst, unter Vorbehalt der Erteilung des Kantonsbürgerrechts, folgende Einbürgerungen:

- Fiorilla Mattia, gebürtig in Casandrino, wohnhaft in Binz;
- Kayalar Mehmet, geboren in Bulgarien; Kayalar geb. Sevgi, Sykriye, geb. in der Türkei; Kayalar Punar Nefise, geb. in Zürich; Kayalar Basak Sevgi, geb. in Zürich; Kayalar Emre Yigit, geb. in Zürich; alle wohnhaft in Forch.

Politische Gemeinde

Die Gemeindeversammlung genehmigt folgende Geschäfte:

- Projekt und Objektkredit von Fr. 385'000.– für die Wasserleitung Pumpwerk Aesch - Aeschstrasse, Forch.
- Die Aenderung des privaten Gestaltungsplanes «Tiergärtli» in Maur vom 3. Juli 1998.

Schulgemeinde

- Die Gemeindeversammlung beschliesst mit 61 zu 32 Stimmen, nach Ablehnung eines Rückweisungsantrags, den Verkauf des Mehrfamilienhauses Aeschstrasse 27, Forch.

Anschliessend orientiert Gemeindepräsident Dr. Ueli Büchi über die Legislaturziele des Gemeinderates, insbesondere über die Planung von Ortszentren.

Am 5. Juli (Terminverschiebung vom 14. Juni, wegen Hochwasser)

Gemeindeversammlung (anwesend 96 Stimmberechtigte)

Schulgemeinde

Die Jahresrechnung 1998 des Schulgutes wird genehmigt. Der Aufwandüberschuss der Laufenden Rechnung von Fr. 534'498.90 wird dem Eigenkapital belastet.

Politische Gemeinde

Folgende Geschäfte werden genehmigt:

- Jahresrechnung 1998 des Politischen Gemeindegutes; der Ertragsüberschuss der Laufenden Rechnung von Fr. 2'159'184.42 wird dem Eigenkapital zugeschlagen.
- Bauabrechnung Platzgestaltung Mühle/Säge in Maur; Objektkredit Fr. 567'000.-; Abrechnung 469'650.35.
- Bauabrechnung Ausbau ARA/VSFM Fällanden; Bruttokostenanteil Gemeinde Maur Fr. 194'990.90.
- Projekt und Objektkredit von Fr. 206'000.- für den Verbindungskanal Oberdorf-ARA Maur, Teilstück Seestrasse Maur.
- Festsetzung von Weilerzonen in Stuhlen, Vorder-/Hinter-Wannwis und Uessikon (Bau- und Zonenordnung).

Am 27. Juni

Kirchgemeindeversammlung (anwesend 61 Stimmberechtigte)

Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde

- Die Jahresrechnung 1998 der Reformierten Kirchgemeinde Maur wird genehmigt; der Aufwandüberschuss der Laufenden Rechnung von Fr. 46'901.- wird dem Eigenkapital belastet.
- Der Verkauf des Treichlerhauses, Kirchweg 1, in Maur, wird abgelehnt.

Am 6. September

Gemeindeversammlung (anwesend 338 Stimmberechtigte)

- Dem Projekt und Objektkredit von Fr. 723'000.– für Verkehrs-sicherheitsmassnahmen an der Aeschstrasse wird zugestimmt.
- Projekt und Objektkredit von Fr. 3'602'637.– für den Bau der Sportanlage Looren, Forch, werden zu Handen der Urnenabstimmung vom 24. Oktober vorberaten.

Am 24. Oktober

Politische Gemeinde

In der Urnenabstimmung wird der Baukredit von Fr. 3'602'637.– für den Bau der Sportanlage Looren, Forch, mit 2194 Ja zu 1017 Nein angenommen.

Einwohnerzahl am 30. Oktober 1999: 8440

Abgeschlossen per 1. November 1999

Markante Ereignisse im Gemeindeleben

(Daten in Klammern: ausführliche Angaben
in den Ausgaben der «Maurmer Post»)

8. Nov. 1998 Bertha Furrer, Maurs älteste Einwohnerin feiert ihren 100. Geburtstag.
2. Jan. 1999 Neujahrsapéro: Die Kulturkommission präsentiert in der Burg Maur die Neujahrsblätter mit dem Thema «Auswanderergeschichten» (24.12.).
22. Feb. Erhard Fappani, der Bergmaler, der mehr als 20 Jahre in Maur lebte, ist gestorben (5.3.).
5. März Nach 20 Jahren verlassen Willy Raschle und seine Frau die Post Ebmatingen. Monika Günthart übernimmt ab 1. April dieses Amt (9.4., 2.7.).
12. März Hilfstransport nach Rumänien, dem eine Grosssammlung in unserer Gemeinde vorausging. Herzlichen Dank an alle Helfer (5.2., 19.2., 26.2., 26.3., 1.4., 25.6.).
9. April Mehr als zwei Jahrzehnte hat Walter Geiser das kirchlich-musikalische Leben mit dem Singkreis geprägt und tritt nun in den Ruhestand (16.4.).
30. April Letztmals Altersnachmittag mit Karin Brang. Sie hatte 1979 die Leitung übernommen, begleitet von der neugegründeten Seniorenkommission (30.4.).
7. Mai Die Gemeindeschwester Elisabeth Balz tritt nach 22 Jahren Dienst in den Ruhestand (7.5.).

12. Mai Auch Maur bleibt von Hochwasser und Ueberschwemmungen nicht verschont (21.5.).
4. Juni Nach 40 Jahren als Pfarrer und Seelsorger, davon 19 Jahre in Maur, tritt Pfarrer Ernst Attinger in den Ruhestand (1.4., 11.6.).
14. Juni Sintflutartige Regenfälle überschwemmen den Wassberg, Aesch und einen grossen Teil von Maur (25.6., 2.7., 23.7., 15.10.).
1. Aug. 1.-Augustfeier mit Brunch auf dem Bauernhof bei Familie Berger, Wannwis (23.7., 6.8.).
3. Sept. 10 Jahre neu eröffnetes Jugend- und Freizeithaus Maur. (24.9.).
- 3.-5.Sept. 20. «Chilbi-Märt Maur», durchgeführt vomFrauenverein Maur-Uessikon und dem Gewerbeverein Maur (2.7., 16.7., 20.8., 27.8.).
1. Okt. Musik und Meditation zu Ehren der 400-jährigen Kanzel in der Kirche Maur (3.9., 26.9.).
8. Okt. Kapitän Ernst Zollinger geht nach 48 Jahren Dienst in der Seefahrt auf den Greifenseeschiffen in Pension (8.10.).
30. Okt. Der Verein «Freunde der Herrliberger-Sammlung» stellt bis 5. Dezember Werke des einst berühmten Zürcher Dichters und Malers Salomon Gessners aus (29.10., 5.11.).

Abgeschlossen am 1. November 1999



14.6.1999: Garage Karlen, Eggstrasse. An der Wand ist der Wasserhöchststand deutlich abzulesen.

(Fotos: Edith Luginbühl)



Sammelgarage an der Eggstrasse.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Walter Bernet, Uessikon
Karin & Peter Brang, Forch
Albert Diem, Ebmingen
Gisela Goehrke, Scheuren
René Levkowitz, Forch
Suzanne Lüthi, Aesch
Kálmán Molnár, Ebmingen
Silvia Orlando Akagi, Theilingen
Hans Rudolf Thalmann, Forch

Maurmer Chronik:

Helen Aeberhard, Maur

Bilder:

Nachweise jeweils am Schluss der Beiträge

Redaktion:

Walter Bernet, Albert Diem, Gisela Goehrke, Silvia Orlando Akagi,
Robert Rietiker, Hans Rudolf Thalmann

Gestaltung:

Umschlag & Länderskizzen: Hans Schuppe, Forch
Inhalt: Silvia Orlando Akagi, Theilingen

Lithos und Belichtungen:

Digit AG, Maur

Druck:

Schippert AG, Ebmingen
(auf chlorfreiem Papier)

© 2000 Kulturkommission der Gemeinde Maur

Abdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe gestattet.



